I. T

S
1068
-1-

Stadtbibliothek
Augsburg

Paris,

ein

Gemälde von Mercier.

---

verdeutscht

von

Bernh. Georg Walch,

Herzoglich Sachsen-Koburg-Meiningischen Rath und Aufseher über die Bibliothek.

Erster Theil.

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage 1783.

Vorrede.

Der Werth des Tableau de Paris ist so entschieden anerkannt worden, daß sowohl eine neue Empfehlung desselben, als eine Rechtfertigung der übernommenen Uebersetzung unnöthig wird.

Der Hang für Paris und die französischen Sitten bedarf nicht mehr der starken Heilungsmittel, wie ehedem. Der Deutsche fängt an, Deutscher zu seyn. Indessen ist es doch gut, daß es Deutsche wissen — und es giebt doch noch Deutsche, die das Werk nicht in der Urschrift lesen können — wie einer der aufgeklärtesten und witzigsten Schriftsteller über die große Stadt urtheilt, in welcher der Deutsche sonst allein Sitten und Verstand für seine Söhne zu finden glaubte.

Freilich würde es eingeschränkt urtheilen heißen, wenn man das Bild des Mercier als eine auf Paris allein anwendbare Schilderung ansehen wollte. Man gehe in die großen Städte Deutschlands, betrachte sie

Vorrede.

Der Werth des Tableau de Paris ist so entschieden anerkannt worden, daß sowohl eine neue Empfehlung desselben, als eine Rechtfertigung der übernommenen Uebersetzung unnöthig wird.

Der Hang für Paris und die französischen Sitten bedarf nicht mehr der starken Heilungsmittel, wie ehedem. Der Deutsche fängt an, Deutscher zu seyn. Indessen ist es doch gut, daß es Deutsche wissen — und es giebt doch noch Deutsche, die das Werk nicht in der Urschrift lesen können — wie einer der aufgeklärtesten und witzigsten Schriftsteller über die große Stadt urtheilt, in welcher der Deutsche sonst allein Sitten und Verstand für seine Söhne zu finden glaubte.

Freilich würde es eingeschränkt urtheilen heißen, wenn man das Bild des Mercier als eine auf Paris allein anwendliche Schilderung ansehen wollte. Man gehe in die großen Städte Deutschlands, betrachte sie

mit dem Blicke des Verfassers, und das Resultat bleibt, wenn man das ganz Eigenthümliche, was jede Stadt und jede Nation für sich haben muß, abgezogen hat, dieses: Es ist hier eben so, wie in Paris.

Mercier ist auch nicht der Erstre, welcher Paris von der Seite und mit den Farben geschildert hat. **Die Sitten von Paris, moralisch und satirisch beschrieben**, ein kleines Werkgen, welches schon 1750 zu Gotha in einer deutschen Uebersetzung herausgekommen ist, enthalten eine Menge von Gemälden und Wahrheiten, die Mercier nur nachgezeichnet zu haben scheint.

Wer das Tableau de Paris in der Originalsprache gelesen hat, und die Schwierigkeiten kennt, mit welcher eine gute Uebersetzung desselben verbunden ist, der wird auch die Flecken entschuldigen, die sich allenfalls in der letztern finden sollten. Sie hat ihre Entstehung weder der Uebersetzungs- noch der Gewinnsucht zu danken — — aber keine Rechtfertigung!

Vorrede des Verfassers.

Von Paris will ich reden — nicht etwa von seinen Gebäuden, Kirchen, Denkmalen und Seltenheiten ꝛc. — davon schrieben schon so viel andre! Ich werde von seinen öffentlichen und eigenthümlichen Sitten, von den herrschenden Begriffen, von der wirklichen Lage der Geister, von alle dem reden, was mir in diesem sonderbaren Wuste von thörichten und vernünftigen und dabey der Veränderlichkeit unterworfenen Gewohnheiten am auffallendesten gewesen ist. Noch mehr, ich werde von seiner unbegrenzten Größe, von seinen ungeheuren Reichthümern und seinem anstößigen Luxus reden. Es prangt und hascht nach Menschen und Geld. Es verzehrt und verschlingt die andern Städte — sucht, welchen es verschlinge.

Ich habe über alle Stände der Einwohner Bemerkungen gemacht, und keinen Gegenstand, er mag auch noch so tief unter dem stolzen Ueberflusse herabstehen, mit Verachtung vernachlässiget, um durch diese Gegeneinanderstellung die moralische Physiognomie dieser kolossalischen Hauptstadt desto treffender zeichnen zu können.

Ein großer Theil ihrer Einwohner ist so gut als Fremdling in seiner eignen Vaterstadt. Vielleicht, daß sie dieses Buch von Sachen unterrichtet, oder ihnen wenigstens Auftritte in einem helleren und richtigerem Gesichtspunkte vor Augen stellt, die sie wahrscheinlich, weil sie ihnen alltäglich waren, am Ende gar nicht mehr bemerkten. Wirklich kennen wir nicht allemal die Gegenstände am besten, die wir alle Tage vor uns haben.

Sollte aber jemand in diesem Werke eine topographische Beschreibung der Plätze und Straßen, oder eine Geschichte vergangener

Thatsachen suchen wollen, so würde er in seiner Erwartung betrogen seyn. Ich habe mich blos an die moralische Seite und an die kleinsten Nüancen derselben gehalten. Aber der Buchhändler Moutard verkauft, mit der Unterschrift des Censors und dem Privilegium des Königes, ein Diktionnaire in vier dicken Bänden, in welchem nichts von der Geschichte der Schlösser, Collegien, auch nicht einmal des unbeträchtlichsten Winkels vergessen worden ist. Sollte der Monarch jemals den Einfall bekommen, daß er seine Hauptstadt verkaufen wollte, so könnte ihm dieses Diktionnaire die Stelle eines Katalogs oder Inventariums vertreten.

Ich wollte aber weder ein Inventarium, noch einen Katalog machen. Ich entwarf meinen Grundriß nach eignen Ideen — gab meinem Gemälde so viele Abwechselung, als mir möglich war — malte es unter verschiedenen Gestalten weiter aus, und nun liegt

es mit dem ganzen Umfange von Gegenständen, welche Blick und Geist nur immer umfassen konnten, so ausgezeichnet da, wie es der schöpferische Pinsel nach und nach vollendet hat.

Der Leser wird von selbst alles ausbessern, was der Verfasser falsch gesehen oder falsch gezeichnet hat. Vielleicht, daß ihm die Vergleichung eine heimliche Begierde einflößt, den Gegenstand selbst anzuschauen und mit der Zeichnung gegen einander zu halten.

Es können noch weit mehr Dinge gesagt und weit mehr Beobachtungen gemacht werden, als ich gesagt und gemacht habe. Aber nur ein Geck, oder ein Bösewicht erlaubt sich alles niederzuschreiben, was er weiß oder erlernet hat.

Und wenn ich auch alle die hundert Zungen und die eherne Stimme hätte, von welcher Homer und Virgil so viel schreiben, so

blieb es mir doch ohnmöglich — und wer wird dieses nicht eingestehen? — alle die Contraste dieser großen Stadt, Contraste, die durch ihre Aehnlichkeit desto hervorstechender sind, anschauend zu machen. Es ist noch wenig mit dem Ausspruche gesagt, daß sie die Welt im Kleinen sey.

Man muß sie selbst sehen, durchwandern, alles prüfen, was sie in sich faßt, und den Geist, die Thorheit, Weichlichkeit und unüberwindliche Schwatzhaftigkeit der Einwohner studieren; man muß endlich das ganze Gemische von allen den kleinen täglichen und nächtlichen Gewohnheiten, als so vielen Privatgesetzen, die alle mit den Gesetzen des Landes im immerwährenden Widerspruch stehen, betrachten.

Man nehme es einmal an, daß tausend Menschen eine und eben dieselbige Reise machten. Wenn auch jeder seine eigene Beobachtungen machte, jeder eine ganz ver-

schiedene Reisebeschreibung schrieb; so würden doch noch wahre und interessante Sachen für einen neuen Beobachter zu sagen übrig bleiben, der nach ihnen dieselbigen Gegenden durchreisete.

Ich habe mehrere Mißbräuche aufgedekt. Man beschäftigt sich heut zu Tage mehr, als jemals, mit ihrer Reform. Sie also angeben, ist eben so viel, als ihnen den Untergang vorbereiten. Wirklich sind einige während der Zeit, daß ich dieses Gemälde entwarf, aufgehoben worden.

Ich werde mit Vergnügen schweigen. Aber die Epoque davon ist zu neu, als daß das, was ich gesagt habe, nicht am rechten Orte gesagt seyn sollte.

Aller unsrer warmen Wünsche ohngeachtet, daß sich alles, was wir noch Rohes haben, umbilde und verfeinere, daß endlich das Gute, die späte Frucht unsrer Einsich-

ten, die lange Sündfluth von so vielen Irrthümern verdränge, hängt diese Stadt doch noch an allen den niedrigen, schwachsinnigen Ideen, welche das Zeitalter der Unwissenheit ausbrütete. Sie kann sich nicht mit einemmale von ihnen losreißen, weil sie, so zu sagen, mit ihren Schlacken nur eine zusammengeschmolzene Masse ausmacht.

Eine erst aufkeimende, von der Hand eines schon ausgebildeten Staats angelegte Stadt, kann viel leichter bearbeitet und vervollkommnet werden, als alte Städte, in welchen man an unvollkommene, verworrene Gesetze, an gottesdienstliche Gebräuche, deren man spottet, und an bürgerliche Gewohnheiten, die man übertritt, einmal gewöhnet ist. Die vervielfältigten Mißbräuche behalten immer dasselbe Uebergewicht daselbst, weil die kleine Anzahl, die das wahre Unterpfand der Gewalt im Staate, die Reichthümer, in Händen hat, alle gesunde

und neue Begriffe, die erstern Werkzeuge zu einer Verbesserung, verdrängt, und das Ohr für die Stimme des Volkes verschließt.

Alle Angriffe auf das Gebäude der Unwahrheit sind umsonst, weil es zu fest verküttet ist. Man will es ausbessern, und es ist eine mühseligere Arbeit, als wenn man es von Grund aus neu aufbauen wollte. — Man bringt einige Modificationen an; aber sie stimmen nicht mit dem Ganzen überein, und es bleibt gebrechlich, nach wie vor. Es werden die schönsten Grundsätze in den Büchern hingeschrieben, aber die kleinste Ausführung derselben findet unüberwindliche Schwierigkeiten. Tausenderley kleine Privatvortheile bekämpfen unter dem Schutze eines lang an sich gerissenen theuren Besitzes den großen Vortheil des Staats, der oft nur einen einzigen Patrioten zum Fürsprecher hat. Glüklich also die Städte, die, wie die Menschen, noch keine Form ange-

nommen haben! Sie allein können auf übereinstimmende, dauerhafte und weise Gesetze einen Anspruch machen.

Ich muß es zum voraus sagen, daß ich in diesem Werke nur gemalt — dem Philosophen aber beinahe nichts zum Denken überlassen habe. Es würde ein Leichtes gewesen seyn, aus der ganzen Schilderung eine Satire zu machen: ich habe mich aber dessen mit aller Strenge enthalten. Jedes Kapitel gab zu einer bezeichnenden Ueberschrift Anleitung, und ich verwarf sie jedesmal. Die Satire, so bald sie persönlich wird, bleibt allemal eine Pest, weil sie nicht bessert, nur beleidigt und verstokt, und nie auf den geraden Weg zurükführt. Ich habe also nur allgemeine Gemälde entworfen, und auch die Liebe für das allgemeine Beste hat mich nicht von meinem Gesichtspunkte entfernt.

Es gefiel mir nun einmal so, dieses Gemälde nach wirklich vorhandenen Gegenstän-

den auszuführen. Genug andre haben aus Gefälligkeit die verflossenen Jahrhunderte geschildert; ich beschäftigte mich mit dem itzt existirenden Menschengeschlechte und der Physiognomie meines Jahrhunderts, weil sie mich mehr, als die dunkle Geschichte der Phönicier und Egypter, interessirt. Alles, was mich zunächst umgiebt, hat auch das nächste Recht auf meine Aufmerksamkeit. Ich muß einmal in dem Zirkel meiner Zeitgenossen leben, und kann weder einen Spaziergang nach Sparta, noch nach Rom und Athen machen. Die Personen des Alterthums haben herrliche Köpfe für den Maler, ich gestehe es ein; aber sie bleiben doch weiter nichts, als ein Gegenstand der bloßen Neugierde für mich. Mein Zeitgenosse, mein Mitbürger — das ist das Geschöpf, was ich genau kennen muß, weil ich mit ihm in Verbindung leben soll, und mir eben daher die kleinsten Mischungen seines Karakters unendlich wichtig werden.

Hätte am Ende jeden Jahrhunderts ein denkender Schriftsteller ein generelles Bild von allen Gegenständen um sich herum gezeichnet; hätte er die Sitten und Gebräuche, so wie er sie vor sich sah, geschildert; so würde jezt diese Folge von Bildern eine seltene Gallerie von unter sich zu vergleichenden Gegenständen ausmachen; — wir würden tausenderley Merkwürdigkeiten antreffen, die wir jezt gar nicht wissen. Die Moral und die Gesezgebung würden dabey gewonnen haben. Aber gewöhnlich sieht der Mensch über Dinge verächtlich hinweg, die ihm vor Augen stehn. Er geht in vergangene Zeitalter zurük, und will unbrauchbare Thatsachen und verstorbene Gebräuche enträthseln, von welchen er doch niemals ein befriedigendes Resultat haben wird, wenn man auch die Menge von troknen und unfruchtbaren Untersuchungen, in welche er sich verliert, nicht in Anschlag bringen will.

Ich hoffe noch immer, daß man einst, nach hundert Jahren, mein Gemälde wieder zur Hand nehmen wird, — gerade nicht um der schönen Malerey willen — nein — weil meine Beobachtungen, sie mögen nun seyn, wie sie wollen, sich an die Beobachtungen des künftigen Jahrhunderts anschliessen, das unsere Thorheiten und Einsichten zu seinem Vortheile benutzen wird. Immer wird für jeden Schriftsteller, so bald er die Absicht hat, nützliche, auf die Verbesserung der jedesmaligen Irrthümer wirksame Wahrheiten zu sagen, die Kenntniß des Volkes, unter welchem er als Schriftsteller lebt, die Hauptsache seyn. Dies ist — ich kann es wohl sagen — der einzige Ruhm, nach welchem ich strebe.

Wenn ich im Aufsammlen des Stoffs für meinen Pinsel weit öftrer auf schreckliches Elend, als auf anständige Bequemlichkeit, weit öftrer auf Gram und ängstli-

che Unruhe, als auf Freude und Frölichkeit stieß, die doch Hauptzüge des Karakters der Pariser seyn sollen; so schreibe man den traurigen Schatten in meinem Gemälde ja nicht auf meine Rechnung. Mein Pinsel mußte nach der Wahrheit zeichnen. Vielleicht daß er den Geist der itzigen Minister mit neuem Eifer entflammt, und der edelmüthigen Theilnehmung einiger thätigen, erhabenen Seelen noch mehrere Festigkeit giebt. Ich habe jede Zeile mit diesem süssen Gedanken niedergeschrieben. Er verlasse mich einmal — und ich lege auch die Feder nieder.

Jede patriotische Idee — es behagt mir wenigstens, es so zu glauben — hat einen unsichtbaren Keim, den man mit dem physischen Keime der Pflanze vergleichen kann, die lange Zeit mit Füßen getreten, mit der Zeit dennoch aufsproßt, sich entwickelt und emporhebt.

Ich weiß es, daß das Böse zuweilen die Quelle des Guten wird; daß es unvermeidliche Mißbräuche giebt, daß sich eine volkreiche, verdorbene Stadt immer noch glüklich schätzen muß, wenn sie beym Mangel von Tugenden wenigstens wenige große Verbrechen in ihrem Bezirke zählt; daß in diesem Sturm von inneren und zusammengedrängten Leidenschaften schon der Anschein von Ruhe viel sagen will. Ich wiederhole es aber noch einmal: daß ich nur malen und nicht entscheiden wollte.

Was ich von eignen Beobachtungen gesammlet habe, besteht ohngefehr darin, daß der Mensch ein aller möglichen auch der verschiedensten und wunderbaresten Modificationen empfängliches Geschöpf; daß das Leben der Pariser, es nach der Vorschrift der Natur betrachtet, gerade nicht besser, als das herumirrende Leben der Wilden in Afrika und Amerika; daß zweihundert

Stunden zu jagen und Arien in der Oper zu singen, ein gleich natürliches und einfaches Gewerbe, und daß schlechterdings kein Widerspruch in den Handlungen des Menschen sey, weil er die Macht seines Verstandes und seines Eigensinns bis an beide Enden der Laufbahn ausdehnt, die er durchläuft. Daher die unzählbare Verschiedenheit von Formen, die jedes einzelne Individuum nach dem Lokalen, nach seiner äusseren Lage und der Denkungsart der Zeit bilden! Man muß also gerade nicht mehr über den erkünstelten Luxus in den Pallästen der Großen, als über die rothen und blauen Malereyen erstaunen, welche die Wilden durch Einschnitte auf ihre Körper zu drucken pflegen.

Aber wenn es eben die Vergleichungen sind, — wie ich selbst nicht daran zweifle — welche oft das ganze Glük des Menschen zerstören, so bekenne ich zu gleicher

Zeit, daß es beinahe ohnmöglich ist, in Paris glüklich zu seyn, weil der Arme die stolzen Ergötzungen des Reichen zu nahe vor Augen hat. Er hat es Ursache, bey dem Anblik der verderblichen Verschwendung zu seufzen, die sich niemals bis auf ihn herab ausdehnt. Ihn nach seinen Glüksumständen beurtheilt, so steht er noch weit unter den Bauren herab; er ist — ich würde es allemal behaupten — der bedürftigste Mensch unter der Sonne. Er wird davor zittern, dem Triebe der Natur zu folgen; und wenn er dann folgt, nun so erzeugt er seine Kinder unter dem Dache. Ist da nun doch nicht offenbarer Widerspruch zwischen Geburt und Nichteigenthum? Seine Fähigkeiten werden ausarten und seine Lage vom Zufall abhängen. Die Schauspiele, die Künste, die süßen Vergnügungen, der Anblik des Himmels und des freyen Feldes — von dem allen ist nichts für ihn da. Da ist endlich kein Verhältniß, kein Gleichge-

wicht zwischen den verschiedenen Ständen des Lebens. Entweder wird der Kopf von der Trunkenheit des Vergnügens, oder von den Quaalen der Verzweiflung, wie im Wirbel, herumgedreht.

Lebt ihr in einem Stande der Mäßigkeit, so seyd ihr in jedem andern Orte glüklich, aber in Paris immer noch arm. Man ist in der Hauptstadt von Leidenschaften hingerissen, die man nirgendswo fühlt. Der Anblik von Ergözungen ladet zu gleichen Ergözungen ein. Alle Akteurs, die auf dieser großen geschäftigen Bühne ihre Rolle spielen, nöthigen euch, Akteurs mit ihnen zu werden. Keine Ruhe mehr! Die Begierden werden gewaltiger; der Ueberfluß wird zum Bedürfniß — und doch sind die Bedürfnisse der Natur unendlich weniger despotisch, als die Bedürfnisse, die wir uns selbst zu schaffen pflegen.

Kurz — der Mensch, der nicht die Ar-

muth und die noch schreklichere Erniedrigung, die sie begleitet, fühlen will, der Mensch, den der verächtliche Blik des übermüthigen Reichen mit gerechtem Widerwillen erfüllt — der Mensch gehe so weit, als er kann — fliehe — und komme niemals der Hauptstadt zu nahe.

Erstes Kapitel.

Uebersicht des Ganzen.

Ein Mann von Beobachtungsgeist zu Paris hat es weiter gar nicht nöthig, um der Kenntniß fremder Erdenbewohner willen aus dem Bezirk seiner Stadt herauszugehen. Er studiere nur die einzelnen Geschöpfe, von denen es in dieser ungeheuren Hauptstadt wimmelt, und er kann zu einer vollkommenen Kenntniß des ganzen Menschengeschlechts gelangen. Da findet man Asiater, den ganzen lieben Tag an den Ecksteinen der Straßen hingestreckt; Lappen, wie sie in engen Hütten, wie Pflanzen, aufwachsen; Japaner, immer bereit, sich um des kleinsten Wortwechsels willen, den Bauch aufreißen zu lassen; Esquimaux, ohne aller Kenntniß von Zeitrechnung; Mohren, welche nicht schwarz sind, und Quakers, die den Degen tragen. Da trift man die Sitten, die Gebräuche und den Karakter der entlegensten Völker an; den Feueranbeter, den Chymisten; den Alterthumsliebhaber, der wie ein Götzendiener die Statüen anstaunt; den irrenden

Araber, der täglich die Wälle zertritt, da unterdessen der müßige Hottentote und Indier im Kramladen, auf der Straße und in den Koffehäusern schwelgt. In einem und demselben Stockwerk wohnen der mit Arzeneien gegen die Armen wohlthätige Perser und der menschenfeindliche Wucherer beisammen. Sogar der Brachmane und Faqvir, so streng und anhaltend in ihren Andachtsübungen, und der Grönländer, der weder Tempel noch Altäre kennt, sind hier nicht selten. Alles, was man nur immer von dem alten und wollüstigen Babylon sagen mag, kommt hier mit jedem Abend in einem der Harmonie geweihten Tempel zur Wirklichkeit.

Man hat immer gesagt, daß man nur die Luft von Paris einathmen müsse, um jedes Talent, es sey welches es wolle, zu vervollkommnen. Wirklich haben sich auch selten Männer in ihrer Kunst hervorgethan, die nicht in Paris gewesen sind. Irre ich nicht, so muß die Luft zu Paris was Eigenthümliches haben. Wie viele Theilgen in einem so kleinen Raume zerschmelzen! Die Stadt ist wie ein großer Schmelztiegel, in welchem sich alle Gattungen von Fleisch, Früchten, Oel, Pfeffer, Zimmet,

Zucker, Caffee, Produkten der entferntesten Gegenden vermischen, und die Menschenmagen sind die Kapellen, auf welchen alle diese Ingredienzen geschieden werden. Der feinste Theil dünstet wieder aus und schwängert die Luft, die man einathmet. Welcher Dampf, welche Flammen, welcher Strom von Hauch und Ausdünstungen! Wie da der Boden mit allen den Salzen, welche die Natur in die vier Theile der Welt vertheilet hat, getränkt seyn muß! Und sollten nicht von allen denen in den geistigen Getränken vereinigten und concentrirten Säften, welche wie Ströme in allen Häusern fliessen, welche ganze Straßen — man denke nur an die Straße Lombard — anfüllen, sollten nicht verdünnte Theile, welche die Fibern hier mehr, als irgendwo, reizen müssen, von ihnen in unsern Dunstkreis aufsteigen? Vielleicht eben daher der lebhafte, leichte Geist, welcher den Pariser unterscheidet, die Flatterhaftigkeit und der blühende Witz, der ihm so eigen ist. Oder wenn es nicht etwa diese geistvollen Partikeln sind, die seinem Gehirn die Vibration mittheilen, mit welcher der Gedanke entspringt? Von dem Anblick der unendlichen Menge von Künsten, Handwerkern, Arbeiten und mannichfaltigen Beschäftigungen immerwährend gereizt,

muß sich das Auge frühe öfnen, und in dem Alter schon alles beobachten, in welchem man anderswo noch gar nichts denkt! Alle Sinnen werden mit jedem Augenblicke unterrichtet. Man zerlegt, man feilt, man puzt aus, man formt. Die Metalle werden verarbeitet, und sie nehmen alle Gattungen von Gestalten an. Der unermüdete Hammer, der immer heiße Schmelztiegel, die beißende Feile, alle gleich thätig, ebnen, zerschmelzen, zernagen die Materien, verbinden sie wieder und vermischen sie unter einander. Wie kann da der Geist unthätig und gefühllos bleiben, wann er vor jedem Kaufladen durch die Stimme der Kunst, welche die Natur modificirt, aus der Schlafsucht geweckt, immer aufs neue angefeuert wird? Allenthalben ruft es ihm die Wissenschaft zu: Schaue! Wasser, Feuer und Luft arbeiten in den Werkstätten der Schmiede, der Gerber und Becker. Kohlen, Schwefel und Salpeter verändern die Namen und Gestalten der Dinge. Alle diese verschiedenen Werke, periodische Denkmale des menschlichen Geistes, bringen auch den dümmsten Kopf zum Nachdenken.

Willst du, ungeduldig aus Sehnsucht nach dem Praktischen, Theorie lernen? Die Lehrer

aller Wissenschaften stehen schon auf dem Katheder und erwarten dich! Von dem Arzt an, welcher einen Cadaver in der Akademie der Chirurgie secirt, bis zu dem Gelehrten, der einen Vers des Virgils in dem königlichen Collegio anatomirt! Bist du Verehrer der Moral, so stellt dir die Bühne alle Auftritte des menschlichen Lebens vor Augen: Fühlst du einen Drang, die Zauberkraft der Tonkunst zu schmecken; so ergötzt in Ermangelung der Oper schon das Geläute der Glocken in der Luft die musikalischen Ohren genug. Bist du Mahler, nun so geben die buntschekigten Trachten des Pöbels, die Mannichfaltigkeit der Physiognomien und die seltensten Modele, die immer vor Augen sind, dem Pinsel den reichhaltigsten Stoff. Bist du ein Modegeck, so bewundre die leichte Hand dieser Modehändlerin, wie sie eine Puppe, welche die neuesten Moden bis in die entferntesten Norden, selbst bis in das nördliche Amerika hinbringen soll, mit aller Sorgfalt aufpuzt. Spekulirst du gerne über den Handel? Da steht ein Juvelenhändler, welcher in einem Morgen für funfzigtausend Thaler Diamanten verkauft, da indessen sein Nachbar, der Zuckerbecker, des Tages für hundert Thaler an Kleinigkeiten, stückweise, oft nur zu drey,

vier Pfennige das Stück, absezt. Beide sind Kaufleute, aber ihr Grad von Nuzbarkeit verschieden.

Es ist ohnmöglich, daß man nicht, auch ohne es zu wollen, seine Betrachtungen machen muß, so bald man nur Augen im Kopfe hat. Die Taufe, welche die Beerdigung unterbricht, und der nemliche Geistliche, der eben erst einen Sterbenden zum Tode zubereitet hat, und nun zur Trauung zweier jungen Brautleute gerufen wird, da unterdessen der Notar selbst am Tage der zärtlichen Verbindung vom Tode gesprochen hat; die Vorsorge der Gesetze für zwey verliebte Seelen, die an keine Zukunft denken; der festgesezte Unterhalt der Kinder, ehe sie noch gebohren sind, und die ausgelassene Freude der Versammlung mitten unter den ernsthaftesten Feierlichkeiten, das alles ist der Bemerkung eines aufmerksamen Beobachters würdig.

Dort hält dich eine Kutsche mit der Gefahr, auf dem Pflaster zerquetscht zu werden, auf. Siehe da den Armen, wie er, mit Lumpen bedeckt, seine Hände nach der goldreichen Equipage hinreicht, in welche sich ein dicker Mann, der, hinter seinen Gläsern verschanzt, blind und

taub zu seyn scheint, eingekerkert hat. Es droht ihm ein Schlagfluß, und vielleicht, daß er nach zehn Tagen unter der Erde liegt und bey drey Millionen an lachende Erben hinterläßt, da er den Unglücklichen, der ihn mit rührender Stimme um Hülfe anflehte, im Leben auch das kleinste Almosen versagte. Was vor redende Gemälde, die das Auge in allen Winkeln der Straßen fesseln, und welche Gallerie von Bildern, voll auffallenden Contrastes für jeden, der sehen und hören kann! Der ungeheure Aufwand von achtmal hunderttausend auf demselben Platze zusammengepfropfter und lebender Menschen, unter welchen zweimal hunderttausend Fresser und Nascher sind, giebt die erste politische Betrachtung an die Hand. Ein Prinz — bezahlt das Brod nicht theurer, als der Lastträger, der doch dreimal mehr davon ißt. Wer muß nicht über die unglaubliche Ordnung erstaunen, die selbst in dieser außerordentlichen Verwirrung herrscht? Sie lehrt es, was weise Gesetze vermögen, wie langsam sie sich bilden, und was die Polizey vor eine zusammengesezte und doch einfache Maschine sey. Und mit demselben Blick entdeckt man auch die Mittel, sie zu vervollkommnen, ohne daß man gerade diese edle kostbare Freiheit,

das liebste Eigenthum des Bürgers, einzuschränken braucht.

Hat man einen Geschmack zu reisen, so kann man so gar beim Frühstück in einem guten Hause in Gedanken die weiteste Reise thun. China und Japan gaben uns das Porcellan, aus welchem der wohlriechende Thee aus Asien empor duftet. Man nimmt mit einem Löffelgen aus Peruvianischen Metall den Zucker, den der unglückliche aus Afrika verpflanzte Neger in Amerika bearbeitet: man sitzt auf einem prächtigen Indianischen Stoff, um dessentwillen drey große Mächte einen langen grausamen Krieg geführt haben. Will man am Ende von der Geschichte dieser Zänkereien selbst unterrichtet seyn, so braucht man nur die Hand auszustrecken, und man ergreift mit einem fliegenden Blatte die neuesten gangbaren Zeitungsnachrichten der gesammten Theile der Welt. Da lieset man vom Konklave und von Schlachten, von einem erdrosselten Vezir und einem neuen Akademisten: Kurz alles bis zum Affen und Papagey im Hause erinnert uns an die Wunderwirkungen der Schiffahrt und an die immer wirksame Industrie des Menschen.

Sieht man zum Fenster hinaus, so sieht man

den Schuster um das Bedürfniß des Brodtes und den Schneider um das Bedürfniß der Schuhe arbeiten, und einen Dritten, der Kleider und Schuhe hat, sich um Hülfsmittel zum Ankauf eines Gemäldes den Kopf zerbrechen. Man sieht den Becker und den Apotheker, den Geburtshelfer und den Todtengräber, den Schmied und den Juvelenhändler, und alle arbeiten, um nach und nach ihr Geld wieder zum Becker, zum Apotheker, Geburtshelfer und Weinhändler zu tragen.

Zweites Kapitel.

Die Dachstübchens.

Ich will sogleich von dem seltsamsten Theile von Paris, von den Dachstübchens, reden. So wie in der menschlichen Maschine der Wirbel den edelsten Theil des Menschen, das denkende Werkzeug, in sich schließt, gerade so nehmen Genie, Fleiß, Arbeitsamkeit und Tugend die erhabenste Gegend der Hauptstadt ein. Da bildet sich der Mahler im Verborgenen, da macht der Dichter seine erstern Versuche, da theilen der Liebling der Künste, arm und arbeitsam, und der unverdrossene Beobachter der

Wunder der Natur der Welt ihre nützlichen Entdeckungen und ihren Unterricht mit. Da werden alle Meisterwerke der Kunst erfunden, da schreibt man Vorschriften für einen Bischof, Reden für einen Generaladvokaten, Bücher für künftige Minister, Proiekte, welche die ganze Gestalt des Staates umwerfen, und Schauspiele, welche die Nation ergötzen sollen. Man frage Dideroten, ob er seine Wohnung gegen die Zimmer im Louvre vertauschen will, und höre sein Antwort!

Fast nicht ein einziger berühmter Mann, der nicht seine erstere Wohnung unter dem Dache angefangen hätte! Da sah ich den Verfasser des Emils, arm, aber zufrieden und stolz auf sich selbst. Haben diese Männer ihre höhere Gegend einmal verlassen, so verlieren sie, als Schriftsteller, oft ihr ganzes Feuer. Sie beklagen die Ideen, die sie zu der Zeit beherrschten, da die Spitze der Schornsteine ihre einzige Aussicht war. Greuze, Fragonard und Vernet haben sich in den Dachstübchens gebildet, und sie erröthen nicht darüber, weil dieses die schönste Seite ihres Ruhmes ist.

Daß doch der Reiche diese erhabenen Wohnungen erklettre, um einige Stücke Geldes da-

hin zu bringen und mit beträchtlichem Vortheil den jungen unbekannten und bedürftigen Künstler für sich arbeiten zu lassen. Der Reiche ist nüzlich, auch wenn er als ein Sklave des Geizes Vortheile von der Dürftigkeit zu ziehen sucht, in welcher der Handwerksmann schmachtet. Aber wenn er nun die Höhe mit Mühe erstiegen hat, und an die nahe Thüre klopft — Wird er es wohl wagen, hineinzutreten? Die Schrecken des Elendes werden ihm entgegen stürzen, und sich aller seiner Sinne bemächtigen; er wird nakte Kinder erblicken, die kein Brod haben, eine Mutter, die ihnen, bey aller ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, das bisgen Nahrung streitig macht, und Arbeiten eines Unglücklichen, die nicht einmal zureichen, die nothwendigsten Bedürfnisse zu bezahlen, weil sie die grausamste Auflage für ihn erschweret. Man hat die einzige Nahrung des Elenden verfälscht, und er ißt fast nichts mehr so, wie es aus den Händen der Natur herausgekommen ist. Das Winseln des Armen erthönt unter diesen halbdurchbrochenen Dächern, und gleicht dem leeren Tone der Glocken, Bewohnern einer und derselben Region mit ihm, dem Tone, der die Luft zwar erschüttert, aber sich am Ende auch wieder in derselben verliert. Nagender Kum-

mer zehrt ihn dahin, bis sich das Hospital für ihn öfnet und ihn verschlingt.

So wie dieser Elende erwacht, um mit dem frühen Morgen seine entkräftenden, brodlosen Arbeiten aufs neue anzufangen, so hört er schon die Karosse des Glücklichen, die mit donnerndem Rollen das Haus erschüttert. Der reiche, in Ueppigkeiten versunkene Mann, dem Verlassenen mit seiner Wohnung so nahe, mit seinem Herzen aber unendlich ferne von ihm, legt sich, von Vergnügen erschöpft, eben nieder, wann sich der Andre dem Schlafe entreißt. Der Reiche hat auf eine einzige Karte entweder so viel verloren oder gewonnen, als zum Unterhalt einer ganzen Familie zugereicht hätte, und es kommt ihm doch nicht einmal in den Sinn, daß er die Leiden seines Mitbruders erleichtern wollte.

Oft steht der Schriftsteller in der Mitte dieser auffallenden Contraste, und daher die Ursache, warum er so stark, so gefühlvoll schreibt! Er hat das Elend des größesten Theils einer Stadt, die man so reich, so prachtvoll schildert, in der Nähe gesehen, und die Empfindung desselben bleibt für ihn unauslöschlich. Er würde tausend rührende und patriotische

Gedanken nicht gehabt haben, wenn er glüklich gewesen wäre. Sprecher der größern Anzahl, mithin auch des unglüklicheren Theils muß er ihre Sache vertheidigen — aber kann man dieses wohl, wenn man das Unglük andrer nicht selbst gefühlt, oder, besser zu sagen, es nicht mit ihm getheilet hat?

Drittes Kapitel.

Ungeheure Größe der Hauptstadt.

Politisch betrachtet, ist Paris zu groß; es ist ein ungeheurer Kopf für den Staatskörper. Aber es würde izt gefährlicher seyn, den Auswuchs abzuschneiden, als ihn so zu lassen, wie er ist. Es giebt Uebel, die man gar nicht ausrotten darf, sobald sie einmal eingewurzelt sind.

Große Städte sind allemal dem Geschmacke einer despotischen Regierung angemessen. Darum thut diese auch alles, um die Menschen in denselben aufzuhäufen. Sie zieht die großen Güterbesitzer durch den Schimmer des Luxus und der Ueppigkeiten dahin, und preßt den Pöbel in denselben zusammen, so wie man die Schaafe in eine Wiese zwängt, damit sie der

bellende Hund, bey einem kleinern Raume im Umlaufe, desto leichterer nach einem allgemeinen Gesetze zusammen ordnen könne. Kurz Paris ist ein Abgrund, in welchem sich das Menschengeschlecht verzehrt. Man kommt nur durch Schlupfwinkel, welche mit Argusaugen bewachet werden, in denselben hinein und aus demselben wieder heraus. Schlagbäume von Tannenholz, noch mehr gefürchtet als die steinernen Mauern mit Kanonen bepflanzt, halten die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens auf, und erpressen Auflagen, die der Arme allein büßen muß. Von dem Genusse aller Lustbarkeiten losgesprochen, ist er es nicht von dem Genusse der Nahrung. Es käme nur auf den Regenten an, daß er die ganze Stadt aushungerte. So hält er seine guten, seine getreuen Unterthanen, wie in einem Kesicht, eingesperrt! Er werde einmal unzufrieden, so kann er ihnen sogar das Futter versagen, und ehe sie noch das Gitter aufsprengen, so haben sich drey Viertheile selbst aufgezehrt, oder sie liegen auch als Opfer des Hungers da.

Es sollte billig alles zu leben haben: denn Erhaltung ist unser erstres Gesetz. Ich sehe diese Stadt blühend genug, aber nur auf Un-

kosten der ganzen Nation. Diese Häuser von sechs Stockwerken, so ganz bevölkert, schmachten nach den Wein- und Getreide-Erndten von funfzig Meilen im Umfange zum voraus. Alle die Lakaien, Luftspringer, Abbés und Pflastertreter nutzen weder dem Staate noch der Gesellschaft. Indessen muß doch alles unterhalten werden, so wie es mein erstres Kapitel von der Gesetzgebung mit der Ueberschrift, vom Magen des Menschen, noch mehr aus einander setzen wird. Es giebt aber politische Uebel, die man so lange dulden muß, als man sie nicht mit wirksamen Erfolg heilen kann. Ein solches Uebel ist der ausgebreitete Umfang von Paris. Keiner wird wieder auf das Land zurükkehren wollen, der einmal tapezierte Zimmer oder Dachstübchens bewohnet hat. Wirklich hat er auch nichts, selbst nicht einmal die Arme mehr dazu, weil er entnervet ist. Und wenn nun Menschen die Hauptstadt beziehen wollen, wird man sie wohl vor den Thoren zurückstoßen können? Man lasse also den ungeheuren Auswuchs, weil man ihn nicht ohne Gefahr des ganzen Staatskörpers abschneiden kann; sonst — — Aber ich will nicht zu tief in Bemerkungen eindringen, die ich über diese Stadt machen könnte, welche einer Regierung,

deren Haupt gerade dieselbe Proportion mit der Hauptstadt zum Königreich hat, allemal theuer bleiben wird.

Viertes Kapitel.

Physiognomie von Paris.

Will man Paris von der physischen Seite beurtheilen, so steige man nur auf den Thurm zu unsrer lieben Frauen. Die Stadt ist rund, wie ein Kürbis. Der Gyps, welcher zwey Drittheile des Materiellen der Stadt ausmacht, und zugleich weiß und schwarz ist, zeigt es sogleich an, daß sie von und auf Kreide gebauet sey. Der ewige Rauch, der von den unzählbaren Schornsteinen emporsteigt, entzieht dem Auge den spitzigen Gipfel der Kirchthürme. Man schaut nur, wie durch einen Nebel, der sich über so viele Häuser zusammen zieht, und soll ich es sagen? — selbst das Ausdünsten dieser Stadt ist empfindlich.

Der Fluß, welcher sie theilt, schneidet sie regelmäßig in zwei gleiche Theile; aber die Gebäude dehnen sich seit etlichen Jahren mehr gegen die nördliche Seite aus.

Ich will die topographische Lage derselben eben

so, wie die Beschreibung ihrer Gebäude, Denkmale und Seltenheiten aller Art ganz mit Stillschweigen übergehen. Die Schilderung des Geistes und Karakters der Einwohner ist mehr meine Sache, als alle die Namenregister, welche man in jedem Neujahrs-Almanach antreffen kann. Ich halte mich allein an die moralische Seite: für alles Uebrige braucht man nur offene Augen, um es zu sehen.

Nur das muß ich bemerken, daß der Pariser Himmel überaus abwechselnd ist. — Er ist mehr feuchte, als kalt. Das Wasser der Seine führt leichte ab, und man sagt nur im Sprichworte: daß es aus der Lende eines Engels entspringe. Die Nerven sind schwach und abgenuzt. Die Schwehre der Atmosphere erschlaft den Bau derselben, und man sieht selten eine frische Farbe auf den Gesichtern.

Das gesundeste Quartier der Stadt ist die Vorstadt St. Jakob, die nur vom Pöbel bewohnet ist, und das ungesundeste die Cité.

Warum liegt nun diese prächtige Stadt nicht in der Gegend von Tours? Da würde sie im Mittelpunkte des Königreichs seyn. Der heitere Tourainer Himmel wäre ihrer Bevölke-

rung zuträglicher, und an den Ufern der Loire hätte sie unendliche Vortheile, die sie izt nicht hat, und ihr auch alle Reichthümer und Arbeitsamkeit nicht verschaffen kann.

Die umliegenden Gegenden sind abwechselnd, reizend, gefallend; schön angebaute Natur, ohne daß sie von der Kunst erstikt worden ist. Eine Menge Gärtens, Alleen, Promenaden, die man nur gewöhnlich in der Nähe der Hauptstadt anzutreffen pflegt. Auf vier Meilen im Umfang ist alles von der Hand des Ueberflusses verschönert, und der Landmann, der diese Felder bearbeitet, ist nicht so ganz unglüklich.

Dagegen darf man aber auch in einem Bezirk von acht bis zehn Meilen umher nicht einen Flintenschuß thun. So sehr haben sich der König für seine Ergötzungen und die Prinzen für ihre Landgüter alle Rechte der Jagd zugeeignet! Die in dieser Rüksicht so willkührlich gemachten Gesetze tragen ein Gepräge von Härte, wo nicht gar von Grausamkeit an sich, die mit den übrigen Gesetzen des Königreichs im Widerspruch stehn. Ein Rebhuhn zu schiessen, ist ein Verbrechen, das nur mit der Galeere allein gebüßet werden kann: Die Holzwärter verfolgen die Wilddiebe mit mehr Wach-

samkeit und Eifer, als die Marechaussee die Straßenräuber und Mörder. Der Holzwärter tödet sogar den Wilddieb und — eine unerhörte Sache — diese Mordthaten bleiben ungestraft. Soll ich es sagen, daß ich sie sogar mit Belohnung vergelten sah, und das von einem Prinzen, den man doch sonst noch vor menschlich hielt?

Die Prinzen sind über den Punkt der Jagd hart und unerbittlich, und üben wahre Tyranney um ihrentwillen aus.

Fünftes Kapitel.

Die Steinbrüche.

Zur ersten Gründung von Paris mußte man die Steine aus der umherliegenden Gegend nehmen. Der Aufwand derselben war nicht gering. Mit der Zeit, so wie sich Paris vergrößerte, baute man ohnbemerkt die Vorstädte über die alten Steinbrüche fort. Damit steht nun aber alles, was man außer der Stadt von Straßen und Gebäuden sieht, wirklich ohne irgend einer Grundlage in der Erde da. Daher die erstaunenden Höhlungen, die man izt unter den Häusern der meisten Quartiere an-

trift! Sie schweben wie über einem Abgrund. Es gehörte eben kein großer Stoß dazu, um alle die Steine wieder in den Punkt herabzustürzen, aus welchem man sie mit Mühe heraus gehoben hat. Das Unglück von acht Personen, welche in einem Schlund von hundert und funfzig Fuß in der Tiefe vergraben wurden, und noch einige andere weniger bekannte Zufälle, haben endlich die Wachsamkeit der Polizey und Regierung rege gemacht. Man hat — um die Wahrheit zu sagen, — in der Stille die Gebäude mehrerer Theile der Stadt unterbaut, und ihnen in den unterirdischen Höhlen eine Stütze gegeben, die sie vorher nicht hatten.

Die ganze Vorstadt St. Jakob, die Straße de la Harpe und selbst die Straße von Tournon stehen auf alten Steinbrüchen, und man hat sie mit Pfeilern unterstützt, welche die Last der Häuser tragen müssen. Was vor Stoff zu Betrachtungen, eine so große Stadt durch ganz entgegengesezte Mittel gebildet und erhalten zu sehen! Alle diese großen und kleinen Thürme, diese gewölbten Kirchen sind so viele redende Denkmale, daß uns das, was wir in der Luft über uns erhaben sehen, unter unsern Füssen gebricht.

Sechstes Kapitel.

Wo bleibt das Feudalsystem?

Dieser Adel, der noch vor zweitausend Jahren auf seinen Schlössern lebte, zog nicht gern in die Hauptstadt. Was that man nicht daher alles in Frankreich, um ihn aus so vielen zerstreuten Vestungen heraus zu locken, die er auf dem Lande bewohnte? Da trozte er oft den willkührlichen Befehlen. Er hatte sein Ansehen. Aber seitdem sich die Gnade des Regenten nur unmittelbar vom Hof aus ergießt; seitdem man einen einzigen anziehenden Punkt, den Centralpunkt festgesezt hat, nach welchem sich alles, was nur im Umkreiße schwebt, hindrehen muß, so mußte er seine altväterlichen Schlösser verlassen. Nun liegen sie in Ruinen und mit ihnen die ganze Macht des Adels selbst. Man hat ihn mit dem Glanze des Throns geblendet, und durch angehäufte Lustbarkeiten entnervt. Das schöne Geschlecht, das in der Einsamkeit und der Abwartung der häuslichen Oekonomie lebte, sahe sich damit geschmeichelt, daß es die Blicke andrer auf sich zog. Ihre Koquetterie und ihr natürlicher Ehrgeiz fanden ihre Rechnung dabey. Die Macht ihrer Reize drang bis zum Thron. Von nun an durften

sich ihre Anbether nicht von dem Orte ihrer Allgewalt entfernen. Sie allein wurden die Beherrscherinnen der Gesellschaften, und die Richterinnen des Geschmaks und der Ergötzungen; sahen den Sturz ihrer Väter, Gemahle und Söhne mit Gleichgültigkeit, so bald sie nur in dem Gewühle des Hofes fortleben konnten, machten aus wahren Kleinigkeiten Sachen von Wichtigkeit, und wurden Schöpferinnen des Kostume, der Etiquette, der Moden, des Putzes, der Rang- und anderer kindischen Anordnungen; kurz sie nährten den Hang zur Sklaverey. Die Männer, vielleicht ohne ihrem Wissen von ihnen getäuscht und geführt, hatten nichts weiter übrig, als ihre Hände begierig nach der wohlthätigen Quelle der Gnade und des Geldes hinzureichen. Die Kunst, sich glüklich zu machen, war die Gunst des Schmeichlers. Der Monarch nutzte dieses Bestreben des Adels, das für den Wachsthum seiner Macht so heilsam war, zu seinem Vortheil. Er entzog seinem Volke alles Geld, was er ihm nur nehmen konnte, um es seinen zu aufmerksamen Sklaven umgeschaffenen Schmeichlern hinzugeben.

Die Erbgüter des alten Adels verwandelten sich zu Paris in Diamanten, Spitzen, Silber-

zeug und kostbare Equipagen. Der Untergang des Ackerbaues ist fühlbar. Die Macht des Throns hat gewonnen, das Beste des Staats aber gelitten. Aber wenn auch das Interesse des politischen Körpers durch den Anbau grosser Städte Nachtheil empfunden hat; so haben einige Partikuliers desto seltnere Vorzüge genossen: die ganze wohlthätige Würkung der Künste, alle die Hülfsmittel, selbst die würksamsten, alle die Bequemlichkeiten, auch die süßesten, kurz alles, was nur das Leben verschönern, die Leiden der Natur mindern, und der Freude, Gesundheit und Glükseligkeit, Nahrung und Stärke geben kann. — Einige Partikuliers, sage ich — aber nun die Nation im Ganzen? —

Siebentes Kapitel.

Vaterland des wahren Philosophen.

So sehr der Philosoph die großen Städte immer verdammen mag, so sind sie doch der eigentliche Lieblingsaufenthalt für ihn. Da bleiben seine mittelmäßigen Glüksumstände besser verborgen, als irgendwo; da braucht er weniger zu erröthen, lebt freyer, in dem Gewühle der Menschen verstekt, findet mehr

Gleichheit bey der Vermischung der verschiedenen Stände: da kann er sich seinen Umgang wählen, und sich den läppischen und zudränglichen Leuten entziehen, denen man an kleinen Orten niemals entgeht.

Er findet in großen Städten einen weit ausgebreiteteren Stoff zum Nachdenken; es kommen täglich neue Scenen zu seinen unzählbaren Erfahrungen hinzu, und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände giebt seinem Geiste die Nahrung, die ihm behagt. Er wird die Thorheit der Menschen tadeln, welche die ländlichen Vergnügungen verachten, aber diese Thorheit immer mit ihnen theilen.

Im achtzehnten Jahre, da ich noch alle Kraft, Gesundheit und Herzhaftigkeit hatte, und also stark genug war, fand ich Geschmak an dem Roußeauischen System. Ich spatzierte im Geist in einem Walde, allein, mit meinen eigenen Kräften mir selbst genug, ohne Gebieter und ohne Sklaven, nur für meine Bedürfnisse bedacht. Die Eicheln, die Wurzeln und Kräuter schienen mir keine üble Nahrung zu seyn. Ein guter Appetit machte mir alle Pflanzen gleich schmakhaft. Ich zitterte nicht bey dem Froste, und ich glaube, daß ich so gar der

Kälte von Canada und Grönland getrotzt haben würde. Die Hitze meines Bluts verachtete alle Bekleidung. Ich sagte mir oft in Gedanken: da werde ich nicht in diesem ewigen Zirkel von Formalitäten, Chicanen, Kleinigkeiten, und der gekünstelten wankelbaren Politik gefesselt seyn. Mit Freiheit werde ich meinen Neigungen ohne Uebertretung der Gesetze gehorchen, und ohne weder dem Geitze noch dem Stolze irgend eines Menschen Eintrag zu thun, glüklich seyn.

Aber so wie dieser erstre Sturm des Temperaments gedämpft und ich im sieben und zwanzigsten Jahre mit den Krankheiten, den Menschen, und noch mehr mit den Büchern vertrauter geworden war, so empfand ich mehrere Gattungen von Begriffen, von Vergnügen und Schmerz. So wie ich Verleugnung und Genuß mehr kennen lernte; so fand ich mit gemäßigterer Einbildungskraft — denn im Grunde hatte ich sie nur selbst mit Ideen bereichert und erschlaft — das System des Johann Jakob Roußeau weniger reitzend. Ich sah mehr Bequemlichkeit dabey, ein Stük Brod mit etwas Geld zu haben, als hundert Meilen um eines einzigen Stük Wildprets willen durchzu-

jagen. Ich wußte würklich dem Manne Dank, der mir Kleider verfertigte, Dank dem Manne, der mich auf das Land fuhr, dem Koch, der mir etwas mehr zu essen gab, als was den ersten Hunger sättigte, dem Verfasser eines Schauspiels, das mich bis zu Thränen rührte, dem Baumeister eines bequemen Hauses, in welchem ich mich im Winter erwärmen konnte, und allen den liebenswürdigen Menschen Dank, die mich tausend Dinge lehrten, die ich vorher nicht wußte.

Da sah ich die Gesellschaften in einem andern Lichte, und ich sagte es mir oft: es herrscht weniger Druck und Elend zu Paris, als in dem Stande des Wilden, selbst für die Unglüklichsten, wenn sie nur an den Wohlthaten der Künste wirklich Theil nehmen, oder Theil nehmen können. Oder es giebt wenigstens keine dritte Lebensart, und man muß entweder als ein Wilder in den Wäldern herumirren, oder zu Paris in guter Gesellschaft leben; ich meine in der Gesellschaft, in welcher ich lebe. — Denn jeder nennt die Gesellschaft gut, die er sich selbst gewählet hat. — So dachte ich; und nun, lieber Leser, erwarte es am Ende des Buchs, ob ich noch jetzt so denke?

Achtes Kapitel.

Vom Unterhaltungston.

Mit welchem Leichtsinn man doch in Paris mit den menschlichen Grundsätzen spielt! Bey einem Souper wie viele diktatorische Aussprüche! Da entscheidet man kühn über die erstern Grundwahrheiten der Metaphysik, der Moral, der Litteratur und Politik. Von demselben Manne an derselben Tafel, sagt man zur Rechten: er ist klug, wie ein Adler, und zur Linken: er ist so dumm, wie eine Gans. Von einem und eben demselben Grundsatze behauptet man auf der einen Seite, daß er unwiderleglich wahr, und auf der andern, daß er abgeschmakt sey. Die Widersprüche durchkreutzen sich ewig, und so gar die Worte behalten nicht mehr in dem Munde des andern dieselbige Bedeutung.

Aber noch mehr! Mit welcher Leichtfertigkeit man von einem Gegenstande zum andern überspringt, und was vor eine Menge von Materien man in wenig Stunden durchplaudert! Man muß es eingestehen, daß der Ton der Unterredung zu Paris bis zu einem Punkte vervollkommnet ist, von dem man in der ganzen

übrigen Welt keine Begriffe hat. Jeder neue Stoß der Unterredung ist wie der Stoß eines Ruders. Bey der leichtesten Berührung der Oberfläche, dringt er tief in die Sache hinein. Man bleibt nie lange bey demselben Gegenstande; aber es ist ein allgemein herrschender Geschmak, daß man alle Ideen in die Materie hineindrängt, von welcher gerade die Rede ist. Die Gründe und Gegengründe werden mit sonderbarer Schnelligkeit abgewogen. Wirklich ein süßes Vergnügen, das nur so verfeinerten Gesellschaften zukommt, die immer gleich beobachtete subtile Vorschriften unter sich eingeführt haben. Der Mann, der diesen Ton nicht hat, er habe immerhin Witz, sitzt so sprachlos da, wie ein Tauber.

Es ist unbegreiflich, mit welchem geschwinden Fluge man von der Kritik eines Schauspiels zur Verfechtung der Sache der Insurgenten übergeht; wie man da zu gleicher Zeit von einer neuen Mode und von Boston und von Desrues und von Franklin spricht. Die Zusammenkettung des Einen und des Andern ist unmerklich; dem Auge des aufmerksamen Beobachters aber sichtbar. Auch die entferntesten Verhältnisse sind nicht desto weniger richtig.

Wenn man nur zum Denken gebohren ist, so ist es ohnmöglich, daß man es nicht empfinden sollte, wie alles unter sich verbunden ist, wie sich alles berührt, und welch eine Menge von Ideen erfordert wird, wenn man wieder eine gute gebähren will. Der Widerstrahl theilt sich wie im Physischen, so im Moralischen, sein eigenes Licht mit.

Keine größere Wonne, als, so zu sagen, in der Mitte der verschiedenen Gedanken seiner Nachbarn hin und her zu wandeln; so oft ein Kleid zu bemerken, das mehr noch spricht als der Mann selbst! Jener antwortet uns gar nicht, antwortet sich selbst, und antwortet dennoch gut. Zuweilen ist die Geberde, welche die Rede vertreten muß, merkwürdig. Tausend besondre Geschichtgen ersetzen den Mangel des Gedächtnisses und der Belesenheit, und die Kenntniß des Menschen und der Welt erlernt sich besser in dem Kreiß der Gesellschaft, als aus den Büchern.

Neuntes Kapitel.

Das neue Athen.

Paris stellt das alte Athen vor. Ehedem kämpfte man um das Lob der Athenien-

ser, und itzt strebt man nach dem Beifall der Hauptstadt von Frankreich. Was vor Anstrengung, rufte Alexander in dem Augenblicke seines Sieges über den Porus aus, um von euch Athenienſern gelobt zu werden! Und diese Athenienser, deren Bewunderung noch in dem Mittelpunkte von Asien der Gegenstand seiner Wünsche war, was vor ein Volk waren sie? Entweder war Alexander ein Thor mit unbegrenzter Eitelkeit, oder Athen war die Hauptstadt der ganzen Welt.

Die drey Männer, welche zu meiner Zeit die Aufmerksamkeit der gesprächigen Pariser am standhaftesten beschäftigten, sind der König von Preußen, Voltaire und Jean Jaques Rousseau. Die Anzahl der gerechten und begeisterten Bewunderer, die sich der Erstre durch seine Siege, Gesetzgebung und Geisteskraft erworben hat, ist unzählbar. Ich bekenne es offenherzig, daß ich an der Spitze derselben bin, und daß ich außer Cäsarn keinen Mann kenne, der mehrere Talente in sich vereiniget hat.

So entgeht auch einem Volke, das man gemeinhin vor läppisch hält, das wahre Verdienst nicht. Es kann mit Standhaftigkeit hochachten, und erkennt in dem weiten Europa den

Mann, der seine Ehrfurcht verdient. Was vor ein Beispiel für den, der einst mit Eifersucht nach gleichem Beifall wetteifern wird! Der Pariser hat für jedes gekrönte Haupt Hochachtung und Höflichkeit; aber Bewunderung und Ehrfurcht nur für den Monarchen allein, der des Thrones wirklich würdig ist. Er bezeichnet itzt schon die Namen anderer Prinzen mit dem fernern Nachruhm; aber die Zukunft muß erst dem Schimmer ihrer aufkeimenden Größe die Reife geben, die ihm Dauer und Umfang verspricht.

Zehntes Kapitel.

Ueppiger Genuß.

Der reiche Städter findet bey seinem Erwachen die Marktplätze voll von allem, was tausend Millionen Menschen auf funfzig Meilen im Umfang für seinen Gaumen zusammen sammlen konnten. Er hat nur die Verlegenheit der Wahl; alles ist im Ueberfluß da, und um einige Stücke Geldes kann er wohlschmeckende Fische, grüne Austern, Fasanen, Kapaunen und Ananas, Produkte so vieler verschiedener Distrikte, verzehren. Um seinetwillen entzieht sich der Winzer den wohlthätigen Saft,

den er sorgfältig für andere aufbewahrt; um seinetwillen beschneiden fertige und behutsame Hände die grünen Wände des Gartens. Will er seiner süßen Trägheit noch mehr Reitze geben, so bringt ihm der Mahler seine Gemälde, und die Schauspiele bieten ihm Musik, Vorstellungen und glänzende Versammlungen an. Er muß ganz zur Langeweile gebohren seyn, wenn er nicht Abwechslung in seine Vergnügungen zu bringen weiß. Sklaven der Sinnlichkeit wissen selbst den Becher der Wollust zu verschönern, und die ausgesuchtesten Vergnügungen zu verfeinern.

Eilftes Kapitel.

Gefahren.

Aber wehe der armen unschuldigen Seele aus der Provinz, welche unter dem Vorwand, sich in den Wissenschaften zu vervollkommen, ohne Mentor, ohne Freund, diesen Schauplatz der Verführung, Paris, zu besuchen wagt! Die Fallstricke der Ausschweifung, die frech den Namen der Wollust an sich gerissen hat, umgeben ihn von allen Seiten. Keine wahre Liebe mehr, sondern nur das Schattenbild derselben: wohl betrügerische Koquetterie und ver-

führende Leidenschaft, aber keine Wärme des Herzens und kein Feuer der Empfindung mehr! Alles, was Vergnügen heißen soll, ist feile Waare und Blendwerk! Eben der junge Mensch, der nur erst Vater, Mutter und Geliebte verließ, ist glücklich, wenn er, in diese irrende Menge verloren, weiter nichts, als seine Gesundheit verliert, wenn er, dem gänzlichen Umsturz seiner Natur noch entgangen, nicht den Haufen der Seelen ohne Nerve und Kraft vergrößert, die bis zur Maschine herabgesunken sind. So also wird es vergolten, und es kommt theuer zu stehen, wenn man sich um des Gewinnstes neuer und seltener Kenntnisse willen an dem Baume der Wissenschaft vergreift.

Der Vater in der Provinz — könnte mit vieler Moral als Gegenstand eines Theaterstüks behandelt werden. Ein unglüklicher Vater, oft nur durch eine betrügerische Aussicht hintergangen, arbeitet den Begierden seines Sohnes entgegen — ohne Kraft — schikt ihn nach Paris, und verführt ihn zuerst mit der Idee eines nahen Glüks. Der Sohn reiset mit einem Herzen voll kindlicher Tugenden ab; aber die Pest ergreift ihn bald. Bald wird der unglückliche Vater seinen Sohn nicht mehr erken-

nen, in welchem er sich bis hieher gefiel: bald wird dieser die Kunst auffassen, alle die Tugenden, die ihm die heiligsten waren, lächerlich zu machen. Er wird alle die Bande, die ihn an das väterliche Haus fesselten, entweder vergessen oder zerreißen, weil er die Stadt gesehen hat, in welcher eben diese Bande so schwach sind, daß sie entweder gar nicht mehr existiren, oder da, wo sie sind, lächerlich gemacht werden.

Zwölftes Kapitel.

Vortheile.

Man findet in Paris Hülfsmittel, die man mehrere Jahre hindurch in der Provinz umsonst suchen würde. Das Sprichwort: das Glük ist blind, hat allerdings seinen Grund. Eine bloße Empfehlung erhebt oft weiter, als die ununterbrochenste Arbeitsamkeit. Alles hängt vom erstern Hause ab, in welches man Zutritt hat.

O Jüngling, schmeichle dem Glücke, so lange du noch in der Blüthe deiner Jahre bist. — Das Glük ist ein Mädchen, und liebt nur die jugendlichen Jahre des menschlichen Lebens. Wartest du länger, so wirst du nie der Günstling desselben.

Aber das Gedränge nach dem Tempel des Glüks, der so voll von Ehrgeizigen ist, ist groß. Alles stößt und durchkreuzt sich wechselsweise auf dem Wege. Man muß sich wie durch eine Ebbe und Fluth durcharbeiten. Und kaum daß man die ungeheure Menge von Hindernissen überwunden, und nun den Fuß vor dem Altar der Göttin niedergesezt hat, so ist auch schon das graue Haar da, und man muß alles wieder in Stich lassen. Nie daß ich diesem Götzenbilde auch nur um einen Schritt entgegen gegangen wäre! So blieb ich denn immer in gleicher Ferne von demselben, und nun ist es zu späte, daß ich ihm schmeicheln sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Spitzfindiger Verstand.

Vielleicht herrscht in der Hauptstadt etwas zu viel von dem, was man Esprit zu nennen pflegt. Man rechtfertiget alles, sogar das Laster selbst. Sollte wohl unsre Bosheit, das heißt, die Verfeinerung unserer Leidenschaften, und die Kunst, sie zu entschuldigen, den Umfang unsres Verstandes zum Maasstab haben? Und sollte unsre ausgebildete Vernunft uns zugleich unsere Laster vervollkommen lehren? Oder

gehöret nicht eine sehr gesuchte Logik dazu, um das Gekünstelte und den Fortgang unsres Lieblingsgeschmaks zu beschönigen! Und wird dieser nicht immer anziehender, immer tyrannischer mit dem Unterrichte, der uns eben diese Spitzfindigkeiten lehrt? Daß doch die Wissenschaft mit einem so feinen Gifte begleitet seyn soll! Ich zittre dafür, diese Materie zu ergründen. Aber wahre Gelehrsamkeit ist und bleibt gut. Es giebt falsche Kenntnisse, und diese sind es, welche den Begierden Vorschub leisten; aber auch in den verdorbensten Jahrhunderten giebt es derselben, welche unschuldig sind.

Vierzehntes Kapitel.

Für wen die Künste? Ach leider!

Schon so lange, daß die Einbildungskraft sucht und erfindet und sich in ihrem geschäftigen, angestrengten Fluge erschöpft; daß die gesunde Vernunft untersucht und berechnet, daß der Untersuchungsgeist vervollkommet — und das alles darum, damit der Sorglose alle diese mit so vieler Anstrengung geschaffenen Künste mit Uebermuth genieße. — —

O! wahrlich ein trauriger Gedanke! So

ist denn alles nur für das Auge des Weichlings und alles für das Vergnügen des müßigen Wollüstlings erschaffen? Also, um ihn aus seiner Schlafsucht und Langeweile zu reissen, hätten die Lieblinge der Künste ihre grossen Geisteswerke mitgetheilt?

Funfzehntes Kapitel.

Dem Aermsten den Bettelsack.

Alle Aemter, Würden, Bedienungen, alle Civil- Militär- und Kirchenstellen kommen nur an Vermögende. So wird denn der Abstand, der den Reichen von dem übrigen Theile der Mitbürger absondert, täglich größer, und die Armuth bey dem Anblik der erstaunenden Fortschritte des Luxus, welche das Auge unter einem Strom von Thränen erblikt, immer unerträglicher. Der Haß frißt, wie das Gift, immer tiefer ein, und der Staat ist in zwey Klassen getheilt. Die eine ist der Habsüchtige unempfindbare, und die andere der mißvergnügte murrende Theil. Ohnstreitig würde derjenige Gesetzgeber dem Staate und der Bevölkerung den größesten Dienst thun, welcher irgend ein Mittel fände, alles, was Eigenthum heißt, zusammenzuwerfen, und die

Güter in so viele größere und kleinere Portionen wieder zu zertheilen. Im Grunde ist dieses der fruchtbare Gedanke des Montesquieu, mit dem glüklichen Ausspruch: Ueberall, wo nur zwey Personen mit Gemächlichkeit leben können, findet auch eine Ehe statt.

Häuft sich der Reichthum nur bey wenigen Personen zusammen, so gebiehrt er eben den Luxus, der für beide, für den, der ihn genießt und für den, der ihn beneidet, so gefährlich ist. Derselbe Reichthum, wäre er mit billigerem Maasstabe vertheilt, würde statt des verzehrenden Giftes, einer Folge des Aufwandes, die Bequemlichkeit, die Mutter der Geschäftigkeit und die Quelle häuslicher Tugenden, in alle Häuser verbreiten. Jeder Staat, in welchem das Vermögen in einem gewissen Gleichgewicht steht, ist ruhig, glüklich, und scheint ein Ganzes auszumachen. So ein Land ist zu unsern Zeiten die Schweitz. Jeder andere Staat nährt die Quelle der Uneinigkeit und eines ewigen Zwiespalts in sich. Der eine verkauft sich für Geld, der andere giebt das Geld dazu her, und beide machen sich gleich verächtlich. Man hört nichts von Gleichheit, weil sie nur eine Chimere bleibt; aber das ungeheure Eigenthum Weniger schadet der Handlung und der Circu-

lation. Das Geld liegt alles nur auf einer Seite. Der Lebenssaft stokt, anstatt daß er alle Zweige des Baumes befruchten sollte. Was vor Talente, die der Mangel auch nur einer geringen Summe auf immer erstikt! Muß man das Geld wie einen befruchtenden Saamen ansehen, so sind sieben Theile der Mitbürger desselben gänzlich beraubt, und sie schmachten ihr ganzes Leben dahin, ohne je ihre innere Kraft entwickeln zu können.

Es ist kein grösseres Vergnügen für mich, als einen Erben von Millionen alle die unabsehbaren Güter, die sein geiziger harter Vater zusammen gescharrt hatte, in wenigen Jahren verschwenden zu sehen. Wäre der Sohn eben so karg wie der Vater, so würde der Abkömmling in der dritten Generation das Vermögen des Urgroßvaters zehnfach besitzen; und nur zwanzig Menschen von der Art, so lägen die Reichthümer des ganzen Landes bald in ihren Kisten allein. Die Quelle aller politischen Gebrechen liegt nur allein in dem Zusammenfluß aller Reichthümer in wenigen Häusern. Eben diese verderbliche Ungleichheit erzeugt von der einen Seite die Gewaltthätigkeiten des Ueberflusses, und von der andern die geheimen Verbrechen der Dürftigkeit. Daraus folgt ein inner-

licher Krieg, der mit dem bürgerlichen Kriege viele Aehnlichkeit hat. Sie flößt dem einen Theile einen Haß, der durch Unterdrückung um so wirksamer wird, und dem andern den unerträglichen Stolz ein, der am Ende in Grausamkeit ausartet. Jeder Staat, der mit seinen Gesetzen eine so ungerechte Ungleichheit begünstiget, muß auch sein peinliches Gesetzbuch vergrößern. So wie er zahlreiche Palläste bekommen wird, so wird er auch große Gefängnisse erbauen müssen. Jeder Staat hingegen wird desto weniger Verbrechen zu bestrafen haben, je mehr er die Erbschaften zu zertheilen und den ernährenden Saft in alle verschiedene Zweige hinzuleiten bedacht ist. Wirklich war es ein weises Gesetz der Römer, das keinem Mitbürger mehr als ein Eigenthum von fünfhundert Aeckern erlaubte. Ein Gesetz unter uns, was das ganze Leben eines zu reichen Eigenthümers und alle die Mittel, durch welche er sein Vermögen zusammen gehäuft hat, der peinlichen Untersuchung unterwürfe, und den Armen des Staats alle das wieder erstattete, was über den gesetzmäßigen Gewinnst erworben wäre, würde, so chimerisch es auch immer scheinen möchte, nichts destoweniger fürtreflich seyn.

Sechszehntes Kapitel.

Bedürfniß mehrerer Geldsorten.

Montesquieu sagt: Alles geht gut, so bald das Geld am Werthe den Waaren so gleich ist, daß man diese haben kann, so bald man nur jenes hat, und die Waaren dem Geld wieder so gleich, daß man auch Geld haben kann, so bald man nur Waaren besitzt. Eine der fruchtbaren Wahrheiten, welche von den Regenten des Staats und ihren Ministern durchdacht werden sollte; aber eben diese lesen den Montesquieu nicht.

Aus Mangel mehrerer Gattungen Geldes, wie viele unabsetzbare Waaren! Und wie viele Waaren wieder zum Verkauf, die doch nicht verkauft werden! — Kaum daß der Krämer sogleich baares Geld erhalten kann.

Allemal werden gegen einen Käufer, der mit baarer Münze bezahlen kann, funfzig andere bloßes Papier anbieten. Wirklich ein großes Gebrechen, daß man kein andres Geld als die Metalle zur Bezahlung hat! Es fehlt dem Wunsche des Montesquieu seine Erfüllung. Es ist schwer zu verkaufen, und am schwersten sich selbst zu verkaufen. Viele Menschen blei-

ben ohne Bedienung; alle Privatarbeit schläft, und mit öffentlichen Arbeiten geht es nicht besser. Alles zeigt den allgemeinen Mangel von Gelde zur Bezahlung an, alles macht uns eine Banque nothwendig, welche eine Anzahl repräsentirender Münzen ins Publikum schaft, weil eine so karakterisirte Stockung des Umlaufs sichtbar ist. Das Bedürfniß so mancherley Geldes, daß es jede Gattung von Werth mit vollkommener Gleichheit ausdrückt, ist also dringend. Ohne geschwinden Umsatz schwindet das ganze Leben des politischen Körpers hin, und wir mit ihm.

Bankzettel, oder mit einem Worte Papiergeld, welches das Geld überhaupt mit den unkäuflichen und käuflichen Waaren, in Rüksicht der Mannichfaltigkeit, ins Gleichgewicht setzt, kann allein den vervielfältigten Bedürfnissen der Hauptstadt zu Hülfe kommen, weil billig die Menge des Geldes der Menge von Bedürfnissen entsprechen muß. Und wir sind gleichsam mit Bedürfnissen überladen.

Das Licht, was über diesen Gegenstand schon ausgebreitet ist, was man aber verkennen will, sagt es jedem, daß so eine Bank mit dem verächtlichen Papiergelde des Law nichts Aehnli-

ches haben darf. Gerade sein gestiftetes Verderbniß muß uns zur Aufklärung dienen. Der übertriebene Mißbrauch, den er mit seinem Projekte trieb, muß uns das unsrige ersprießlich und nützlich machen. Nur denke man an die Thätigkeit, die er bewirkte, und an das Gute, das er mit seiner Ausschweifung, obgleich nur auf wenige Augenblicke, stiftete! Zu unsern Zeiten, wo die Vernunft selbst die Berechnung führt, und diese wieder bis auf den weitesten Punkt getrieben wird, ist es nichts als kindische Furcht, welche das Papiergeld in Frankreich verhindert, dessen Mangel im Grunde dem Königreiche den Gebrauch seiner eigenen Vortheile entzieht.

Ich sehe allerdings die Ohnmöglichkeit, daß man in diesem Punkte die Engländer nachahmen könnte. Es ist und bleibet allemal zwischen einer Nationalschuld und der Schuld der Krone ein wichtiger Unterschied. Aber man müßte — nicht wie Law Staats- sondern Bankzettel in einer weisen, gemäßigten Proportion einführen, Zettel, welche unter dem Auge der Regierung circulirten, die dann den Genuß des öffentlichen Reichthums beförderte, ohne daß sie sich gerade an der Maschine ver-

griff, welche diese Nationalbank im Gange erhalten müßte.

Man wird einst noch über unsre Unthätigkeit, über unsre blinden, hartnäckigen Vorurtheile, welche auch die einfachsten, kleinsten und wirksamsten Hülfsmittel für das wahre Beste des Staats verwerfen, erstaunen. Pergamenene Contrakte sind kein Papiergeld; sie sind gerade das Gegentheil. Auch die Kronanleihen sind kein Mittel, um dem Mangel des Geldes abzuhelfen.

Siebenzehntes Kapitel.

Silberwerk.

Und bey diesem unglaublichen Mangel am Gelde hält Paris eine unschätzbare Menge von goldnen und silbernen Mobilien, von Juvelen und Silbergeschirr verborgen. Ein Reichthum, der nichtsdestoweniger todt und unnütze ist!

Man setze nun die Gefäße der Kirchen hinzu. Da liegen Haufen von edlen Metallen beisammen. Die Tempel und ihre Verzierungen kommen dem Vaterlande unermeßlich theuer zu stehen. Und wie konnte doch dieser von den

Aposteln mit so vieler Simplicité eingeführte Gottesdienst in Luxus ausarten?

Man rechne noch das, was alle die Fabriken von Tressen und von seidnen, Gold- und Silberstoffen von diesem edlen Metalle wegnehmen.

In den Privathäusern sehen wir ganze Pyramiden verarbeiteten Silbers. Man klagt über die Armuth am geschlagenen Gelde, und doch haben wir unsere Reichthümer gegen ihre Bestimmung in Mobilien verwandelt.

Man kann keine Unternehmung, keine Arbeit ohne einer Summe gemünzten Silbers anfangen. Und doch vergreift sich alles an dieser nehmlichen Summe, reißt und zieht sie durch alle ersinnliche Mittel so lange an sich, bis am Ende nichts mehr von derselben in den Händen des Partikuliers übrig bleibt. Dieser ganze Reichthum von Metall, der ruhig bey uns schläft, wird zu einer sterilen Masse, weil sie nicht mehr im Umlauf ist. Und wie soll man dann die außerordentlichen Ausgaben bestreiten, wenn man nur immer dieselben Thalers gebrauchen und sie immer wieder prägen und umprägen; oder wenn man die schwereste ermüdenste Unternehmung einer einfachen, leichten Schöpfung vorziehen muß?

Wir haben unmäßige Güter und sind doch immer in Mangel, weil wir unser Vermögen nicht durch neue Denkzeichen unsres metallischen Reichthums zu verdoppeln wissen. Aber eben das hindert uns auch, unsre Güter zu verbessern, die Künste zu vervollkommnen, die Bevölkerung zu vermehren, und uns unsern Nachbarn ehrwürdig zu machen.

Laßt uns immer goldne Dosen und Etuis, laßt uns silberne Ueberröcke, Engelgen, Heiligen und Marienbilder von Silber haben, aber kein Papiergeld, und wir werden bald in Armuth herabgesunken seyn. Schon Fontaine sagte: Setzt einen Stein an ihre Stelle, und er wird euch dieselbigen Dienste thun!

Gold und Silber, was nicht im Umlaufe ist, oder was nicht so zu Gelde wird, wie es doch werden könnte, nutzt gerade eben so viel, als wenn es ewig in seinen Mienen vergraben geblieben wäre. Ein geschwinder schneller Umlauf fehlt unsern Finanzen und unsrem Commerz.

Statt aller der großen und zahlreichen Anleihen, die im Grunde nur dem Reichen zum Gewinnste sind, hätte man ein Papiergeld zum Vortheil der niedrigeren Klassen von Menschen

haben müssen, weil ihnen gerade ihr Stand die Bahn zu tausenderley neuen Zweigen der Industrie öfnet, die aber immer für den Regenten unbrauchbar bleiben, so bald sie nicht ihre Reichthümer durch Papiergeld zu vervielfältigen wissen.

Achtzehntes Kapitel.

Munterkeit.

Man findet nicht mehr die Munterkeit bey den Parisern, die sie vor sechzig Jahren bezeichnete, und für den Fremden der angenehmste Anblick und die schmeichelhafteste Bewillkommung war. Nichts mehr von der Offenheit in ihrem Betragen, von der Heiterkeit in ihrem Gesichte!

Der Himmel weis es, was vor eine Aengstlichkeit den ungezwungenen freyen Geist, das Gepräge unverdorbener Sitten, wahrer Freimüthigkeit und edler Freiheit vertrieben hat. Keine Frölichkeit mehr in den Gesellschaften! Ein gewisser Ernst in der Miene, und ein spöttelnder Ton im Gespräche sagen es Jedem schon von weitem, daß der größte Theil der Einwohner an seine Schulden denkt und mit seinem Vermögen bis aufs äußerste gekommen ist.

Die Verschwendung, die Begleiterin des Luxus und der Sucht nach überflüßigem Tand, hat alles arm gemacht, und alles sinnt nur immer und ewig um die Wette darauf, wo es die Unkosten für das Flittergepränge hernehmen soll.

Verworrene Umstände, Verlegenheit, Betrug und Projekte, das alles lieset man auf jedem Gesichte. In einer Gesellschaft von zwanzig Personen beschäftigen sich zuverlässig achtzehn mit Entwürfen nach Geld, und funfzehn unter diesen umsonst.

Heiterkeit in der Miene — ist eine Folge der Regelmäßigkeit unserer Begierden. Man kennet aber diese nicht mehr, wird damit zurükhaltend und am Ende trocken. Noch mehr: Der Mißbrauch der Geisteskräfte zieht das Herz zusammen. Gerne würde das Gesicht die Maske der Zufriedenheit annehmen, wenn nicht ein ängstliches Wesen die innere Folter der Seele verrieth. Ergözt man sich ja noch, so geschiehet es in verborgenen und heimlichen Zusammenkünften, wo man alleine ist, wo freche Ausschweifung die Stelle des edleren Vergnügens vertreten muß. Da wird man denn freilich zuweilen zerstreut, aber niemals glüklich.

Neunzehntes Kapitel.

Entbehrliche Bedürfnisse.

Das Gold an und vor sich verschlimmert eine Nation nie. Es bleibt eine edle, unschuldige Sache für das Volk, unter welchem Einfalt der Sitten herrscht. Aber es wird gefährlich, so bald es durch den Schimmer falscher Ergötzungen einen zu hohen Werth erhält.

Sieht man, mit welcher Wuth sich ein Mensch zu Paris in alle Tändeleyen der Moden hineinstürzt, so bald er nur Gelegenheit dazu hat, mit welcher Hitze er nach den vermeintlichen Bequemlichkeiten rennt, deren sich unsre Vorfahren so leichte begaben; was vor Anstrengung er auf diese neue Gattung von Wollust verschwendet, wie er so nichts als Pracht, nichts als Verachtung gegen alle das ist, was nicht von schimmernden Ueberfluß strotzt, der ihn am Ende nur immer begierlicher und unruhiger macht; so muß man es allerdings besorgen, daß er Tugend, Vernunft, Sparsamkeit und Mäßigkeit schlechterdings nur vor lächerliche Phantomen ansieht; besorgen, daß der Mensch in dieser Stadt seine eigne Würde vergißt und sich um alle der Ueppigkeiten willen, die uns,

ohne dem mindesten Anspruch auf Nothwendigkeit, weit despotischer beherrschen, als die Erfordernisse der Natur, vor jeden andern sklavisch dahin wirft, der im Ueberfluß lebt.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Bürger.

Man könnte Paris, wie den Haag, aus gleichem Grunde ein Dorf nennen, weil jenes eben so wenig wie dieses, mit Mauern umgeben ist.

Paris ist das Vaterland der ganzen Welt. Der gebohrne Pariser hat nicht mehrere Rechte daselbst, als der Chineser, der sich da niederlassen will. So gar der Stadtmagistrat würde darüber lachen, wenn man sich auf sein Bürgerrecht berufen wollte.

Der Pariser verficht jede Sache mit einer Art von Wuth. Den andern Morgen lacht er selbst darüber, weil er sich im Grunde nur belustigen will.

Seit hundert Jahren liegt er in einer Art von Sorglosigkeit über sein eigenes politisches Interesse — ein moralisches, Herzverderbendes, alle Seelenkräfte tödtendes und bis zum

Unvermögen für irgend eine starke Handlung entkräftendes Gift. Man wird kleinmüthig gegen alles, was nur irgend in einer Gattung groß und erhaben ist.

Man begnügt sich mit einem superficiellen Spötteln über das, was lächerlich ist, und hat den heilsamen Tadel der Laster gehässig gemacht.

Der Regent Philipp hat mit der Zerrüttung des Reichthums der Bürger vor sechzig Jahren auch diese Zerrüttung der Sitten verursacht. Mit dieser Epoque fängt die Vernachlässigung der häuslichen Tugenden an.

Der Bürger ist Kaufmann, aber nicht Negociant. Bey seiner kleinen Krämerdenkungsart ist er zu großen weitaussehenden Spekulationen unfähig. Er giebt sich mit Allem ab. Wahr ist es, daß die Abgaben das Commerz außerordentlich hindern und erschweren.

So bald man das Pflaster von Paris betritt, so sieht man, daß das Volk nicht der gesetzgebende Theil ist: nicht die mindeste Bequemlichkeit für die Fußgänger, also keine breiten Steine daselbst. Das Volk scheint ein von allen übrigen Ständen des Staats abgesonderter Theil zu seyn. Die Reichen und Gros-

sen, welche Equipage halten, haben das grausame Vorrecht, es in den Straßen zu zerquetschen, oder zu verstümmeln. Hundert Schlachtopfer geben des Jahrs unter den Rädern ihren Geist auf. Die Gleichgültigkeit gegen solche Zufälle sind ein offenbarer Beweis, daß man alles dem Pompe der Großen aufopfern zu müssen glaubt. Ludwig der XV. sagte: Wäre ich Polizeylieutenant, so verböte ich die Kabriolets. Er aber hielt es unter seiner Würde, daß er sie selbst verbot.

Man sag' es einmal dem ruhigen Bewohner der Alpen, daß es eine Stadt gebe, in welcher die Bürger mit ihren Pferden in vollem Laufe über den Körper ihrer Mitbürger hinrennen, daß sie ein kleines Strafgeld von aller Verantwortung befreye, und daß sie es den andern Morgen immer wieder aufs neue thun können — er wird den Pariser Lügen strafen, und sich die Idee einer solchen Grausamkeit kaum gedenken können.

Das gemeine Volk ist weichlich, bleich, klein und zusammengeschrumpft. Man sieht es mit dem erstern Blicke, daß es keine Republikaner sind. Der Republikaner hat einen andern Karakter, als der Unterthan eines Königes hat.

Es sey dieser immerhin höflich, Sybarite und ohne Festigkeit in Sitten; der betrügerische Genuß des Luxus ist und bleibt sein ganzer Trost. Nur der Republikaner hat das Harte, das Scharfe in Miene und Geberde, und das geistvolle Auge, was die Seelenstärke erhält, und den Patriotismus unterstützt.

Wenn nicht der Bürger mit dem Kopfe in der Höhe, wie ein Kämpfer, auf der Straße einhergeht, so bleibt er unbedeutend: so nahe grenzen die stolzeren Tugenden der Staaten an eine Art von Härte an. Sie kann ein weibisches Auge beleidigen, aber ist nichtsdestoweniger der Schutz der Reichen, welche ihre Stärke furchtbar machen wollen.

Die Kraft, oder, wenn ich es sagen darf, die Grobheit des Volks wird allemal der Bürge seiner Freimüthigkeit, Ehrlichkeit und Treue seyn. So bald das Volk aufhört, grob und in seinen Reden ausgelassen zu seyn, so wird es auch ernsthaft, eitel, lüderlich, arm, und mithin ein verächtliches Volk.

Ich wollte das Volk viel lieber, wie in London, sich mit Fäusten balgen und in der Schenke besaufen, als es in Paris kummervoll, unruhig, furchtsam, erschöpft, mit niedergeschla-

genem Auge, von den häßlichsten Kreaturen in der Welt gefesselt und dem Bankerote immer nahe sehen. Dann ist es ausgelassen ohne Freiheit, verschwenderisch ohne Geld, und stolz ohne Herzhaftigkeit. Elend und Sklaverey legen ihm auf immer die schandbaren Ketten an.

In China straft man mit Stokschlägen: daher der furchtsamste, niederträchtigste, raubsüchtigste Pöbel der ganzen weiten Welt in diesem Reiche! Zu Paris jagt der Anblik einer Muskete das Volk aus einander; es weint, so bald der Polizeydiener erscheint, wirft sich auf die Knie vor ihn hin — also er der wahre Beherrscher dieses ganzen Gesindels!

Das Volk zu Paris glaubt, daß der Engländer rohes Fleisch ißt, daß sich alles in der Themse ersäuft, und daß kein Ausländer, ohne mit Fauststößen auf beiden Seiten bewillkommt zu werden, durch London durchwandern kann.

Alle Seidensticker bey den Thuillerien und in der Allee von Luxenburg sind geschworne Feinde der Engländer. Sie reden von nichts, als, in England zu landen, London zu erobern, und die Stadt mit Feuer zu zerstören: sie haben aber mit dem vornehmeren Stande diesel-

digen Begriffe von den Engländern, so allgemein lächerlich sie auch anerkannt sind.

Wir dürfen in Paris weder reden noch schreiben, und doch ereifern wir uns bis zur Leidenschaft für die Freiheit der Amerikaner, die auf zwölfhundert Meilen von uns entfernet liegen.

Und bey alle unserm Frohlocken über diesen bürgerlichen Krieg ist es uns nie in den Sinn gekommen, nur ein einzigesmal auf uns selbst zurükzukehren. Aber so reißet das Bedürfniß zu plaudern den Pariser dahin, und der erstre Stand bis zum niedrigsten sind alle gleich elenden und verächtlichen Vorutheilen unterworfen.

Der Pariser hat sich in vielem Betracht verändert. Er ist durchaus nicht mehr das, was er vor der Regierung Ludwigs des XIV. war. Die Schilderungen der Schriftsteller, so treu in dem Zeitpunkt, in welchem sie schrieben, passen nicht mehr auf die gegenwärtige Zeit. Er hat noch Witz und Einsicht; aber keine Kraft, keinen Karakter, keinen Willen mehr.

Der Pariser besitzt die besondere Gabe, an einen Fremden eine beleidigende Frage mit aller Höflichkeit zu thun. Er würzt seine Gleichgültigkeit gegen ihn mit der freundschaftlichsten

Aufnahme, ist dienstfertig, ohne daß er ihn liebt, und bewundert ihn so gar aus Verachtung.

Der Ausspruch jenes Tänzers, der sich unmittelbar an einen gekrönten Gesetzgeber und an einen Mann von all' umfassenden Geiste anschloß, und es gerade zu sagte, daß er nur drey große Männer, Friedrichen, Voltairen und sich selbst kenne, hat lange als der Ausspruch eines Mannes gegolten, der sich die Waagschaale des Ruhms anzumaßen unterfängt. Und doch hält sich jeder Pariser bis zum niedrigsten Handwerksmann berechtigt, dem Ruhme die Namen vorzuschreiben, die er bekrönen soll.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Volksmenge der Hauptstadt.

Der Herr von Büffon — ich nenne ihn niemals Graf, denn es giebt der Grafen so viele — behauptet, daß die innere Stärke dieser Stadt seit hundert Jahren durch ihre Bevölkerung um ein Viertel gewonnen habe, und daß ihre Fruchtbarkeit, im Verhältniß mit der Bevölkerung genommen, mehr als hinreichend sey. Jede Ehe, sagt er, verschaft dem Staate vier Kinder: mit jedem Jahre giebt es ohngefehr vier bis fünftausend neue Ehen, und die

Zahl der Getauften steigt auf achtzehn bis zwanzigtausend Kinder. Damit ist die Zahl der Gebohrnen der Zahl der Gestorbenen gleich, eine Proportion, die was Wunderbares in sich faßt, und dem beobachtenden Auge einen fortdauernden Plan in der Circulation des Lebens und des Todes entdeckt.

Ein Jahr ins andere gerechnet, sterben zu Paris ohngefehr zwanzigtausend Menschen nach demselben Beobachter; ein Beweis, daß man in Paris ohngefehr sieben mal hunderttausend Seelen annehmen könne, wenn man allemal auf fünf und dreißig Lebende einen Gestorbenen rechnet. In starken Wintern ist das Sterben häufiger: 1709 rechnete man auf dreißig- und 1740 auf vier und zwanzigtausend Gestorbene.

Nach denselben Beobachtungen werden zu Paris mehr Knaben als Mädgen gebohren; aber es sterben auch mehr Männer als Weiber, und nicht etwa nach dem Verhältniß der größern Anzahl der gebohrnen Knaben, sondern weit über diese hinüber. Zehn Jahre die Anzahl der gestorbenen Männer und Frauen in einander gerechnet, so behalten die letztern immer ein ganzes Jahr zum voraus. Also ist

das Verhältniß zwischen der Mortalität des weib- und männlichen Geschlechts in dieser Hauptstadt, welche in der gemeinen Sprache das Paradies der Frauen, das Fegfeuer der Männer und die Hölle der Pferde heißt, wie das Verhältniß von 8 zu 9.

Es giebt Tage, an welchen auf dreimal hunderttausend Menschen, von denen ohngefehr sechzigtausend fahren oder reiten, sich in dicken Haufen aus der Hauptstadt herausdrängen. Alles strömt zu einer Lustbarkeit, zu einer Revüe oder einem öffentlichen Festin hin. Nach ohngefehr sechs Stunden zerstreut sich diese unabsehbare Menge, und alles kehrt wieder nach Hause zurück. Der ganze Platz, dessen Grenzen zu enge und dessen Schranken durch den übertriebenen Zusammenfluß von Menschen, deren einer um den andern um Mitleiden rief, darnieder gestürzt waren, wird wieder leer und am Ende so öde und verlassen, wie vorhin. Und von so vielen zusammengestürzten und in einander gepreßten Menschen hat ein jedweder seinen Zufluchtsort oder sein Loch für sich!

Am Tage der Promenade nach Long Champ verläßt alles die Stadt, es mag nun Wetter seyn, welches es will. Es ist uralte Sitte, daß

man an diesem Tage den Parisern seine Equipage, seine Pferde und Lakaien zur Schau hingiebt. Bey dieser Promenade verbeugt man sich gegen Niemanden. Sie hat einen Karakter von Ungezwungenheit, den auch der flüchtigste Ausländer nicht erreichen würde.

Nach dem unglüklichen Zufalle auf dem Louisplatze, auf welchem nach einem traurigen Feuerwerke bey funfzehn bis achtzehnhundert Menschen erdrukt wurden, herrscht so viel Ordnung und Genauigkeit bey allen öffentlichen Festen, daß man die Wachsamkeit und Vorsicht in diesem Punkte nicht genug loben kann.

Bey einem so unglaublichen Zusammenfluß, der jedes Auge, es sey an so ein Schauspiel auch noch so gewöhnt, in Erstaunen setzen muß, wird man sich nicht weiter wundern, daß die einzige Stadt Paris dem Könige von Frankreich des Jahrs auf hundert Millionen einbringt, wenn man Zölle, Zehnden, Kopfsteuer, und die verschiedene Arten von Auflagen der Krone, die allein ein ganzes Wörterbuch anfüllen könnten, zusammenfaßt. Diese erstaunende Summe, aus einem so kleinen Bezirk, erneuert sich mit jedem Jahre. Es geschieht also nicht ohne Ursache, daß die französischen Mo-

narchen die Hauptstadt unsre gute Stadt Paris nennen: sie ist eine gute Milchkuh. Unter der Regierung Ludwigs des Dicken trugen die Zölle von Paris zwölfhundert Livres.

Der Hof ist auf die Urtheile der Pariser sehr aufmerksam. Er nennt sie die Frösche. Was sagen die Frösche, ist die Frage der Prinzen vom Hause unter sich. Und wenn nun diese Frösche bey ihrer Erscheinung im Schauspielhaus oder auf der Straße in die Hände klatschen, so sind sie doch herzlich vergnügt. Zuweilen straft sie aber auch das Volk wieder mit Stillschweigen. In der That können sie es allemal aus der Miene des Volkes lesen, was man auf ihre Rechnung sagt. Die Freude und Gleichgültigkeit des größern Haufens sind und bleiben redende Zeugnisse. Man behauptet es auch, daß den Prinzen der Empfang in Paris schlechterdings nicht gleichgültig sey, weil sie es doch im Grunde fühlen, daß sich unter diesem Haufen gesunder Menschenverstand, Geist und Männer, fähig, sie und ihre Handlungen abzuwägen, befinden. Und diese Männer, man weis nicht wie, bestimmen alsdenn das Urtheil des Volkes.

Bey gewissen Gelegenheiten sorgt die Polizey dafür, so recht die großen Schreyer dazu zu

dingen, daß sie sich in die verschiedenen Quartiere der Stadt vertheilen, um alle die Uebrigen mit sich im gleichen Stoß fortzureißen. Aber das wahre Zeugniß der öffentlichen Freude und der Zufriedenheit des Volks behält doch ein Gepräge, was durch nichts ausgedrükt werden kann.

Man hat nunmehr schon den zehnten Riß von Paris. Aber immer werden die Grenzen weiter ausgedehnt. Noch ist der endliche Grenzpunkt nicht bestimmt, und wird es auch nie seyn.

Ich verirre, ich verliere mich in dieser ungeheuren Stadt. Ich kenne die neuen Abtheilungen derselben selbst nicht einmal. Die Gärten, in welchen man die Zugemüse baute, verschwinden und machen neuen Gebäuden Platz. So sind Chaitlot, Passy, Auteuil mit der Hauptstadt verbunden — nur noch etwas weiter vorgerükt, so stößt sie auch an Sere an. Erweitert man sie in einem Jahrhundert von der einen Seite bis nach Versailles und von der andern bis nach St. Denis, und von der Seite von Picpus bis nach Vincennes so fort; so wird sie wirklich mehr noch, als eine chinesische Stadt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Nachbarschaft.

So gar seinem Nachbar ist man ein Fremdling, und man erfährt zuweilen seinen Tod nur erst durch den Todtenzettel, oder daß man ihn des Abends im Vorbeigehen auf der Bahre erblikt. Es können zwey berühmte Männer fünf und zwanzig Jahre in dieser Stadt beisammen leben, ohne sich weder zu kennen, noch zu begegnen. Euer Gegner, euer Feind wird immer für euch unsichtbar bleiben. Schon bey dem Eintritt erfährt man es zum voraus, ob er da sey oder nicht. Es kommt allein auf euch an, ob ihr sein Angesicht überall sehen wollt. So sind die nächsten Verwandten, wenn sie einmal mit einander zerfallen sind, auch wenn sie in derselben Straße wohnen, wie tausend Meilen einer von dem andern entfernt.

Man erzählt eine Anekdote vom Benediktiner Don Jakob Martin. Herr Deslandes, der Verfasser der kritischen Geschichte der Philosophie, hatte seine Werke beurtheilt. Martin, der jede Kritik mit Widerwillen aufnahm, fuhr in heftigen Ausdrücken gegen den Deslandes los. Bey dem sanften, geselligen und rechtschaffenen Herzen des letztern faßte eine

Dame den Gedanken, diesen Benediktiner für den nemlichen Mann, gegen welchen er mit so vieler Heftigkeit deklamirte, Achtung einzuflößen. Deslandes nahm also den Namen Olivier an und speisete oft mit ihm zu Mittag. Er brachte endlich die Rede auf sich selbst. Da schrie Jakob Martin: Sie, mein Herr, Sie sind ein Mann voll Gelehrsamkeit, voll Geistes, der mit unendlicher Richtigkeit urtheilt; aber dieser Deslandes ist der unwissendeste, elendeste Stümper der ganzen Welt. Wahrlich eine unterhaltende Scene, und ich wette, daß man sie oft von Schriftstellern wiederhohlt sehen würde, die um einiger kleinen Angriffe willen, welche ihrer Eigenliebe zu nahe kamen, wie geschworne Feinde einer gegen den andern zu Felde ziehen.

Man gab es dem Freron an die Hand, dem Dichter von Ferney, der ihn von Person gar nicht kannte, unter einem angenommenen Namen einen Besuch zu machen. Aber Freron getraute es sich nicht, dem Verfasser der Schottländerin einen ähnlichen Possen zu spielen.

Voltaire vermied den Piron in dieser ungeheuren Stadt. Er fürchtete seine Sarcasmen, gieng ihm immer aus dem Wege, so lange er

in Paris war, und ihre Zusammenkunft, welche so viele Witzlinge erwarteten und forderten, fand niemals statt.

Die Feindschaften in Paris haben nicht das Heftige, was den Haß in kleinen Städten so auszeichnet, weil man seinem Feinde und Gegner entgehet, und ihn endlich vergißt, so bald er nur aus dem Gesichte ist.

Der Zorn ist vorübergehend, so wie die Liebe. Ueberhaupt haben die Leidenschaften, sie streben nun nach Gutem oder nach Bösem, nicht den Karakter von Festigkeit, der sie groß oder furchtbar macht.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Schornsteine.

Der gewöhnliche Gebrauch des Feuers, sagt Büffon, erhöhet die erkünstelte Temperatur von Luft an allen denen Orten, in welchen er in großer Anzahl wohnt, um ein vieles. Zu Paris zeigen die Thermometer in der Vorstadt St. Honoré bey hartem Froste zwey bis drey Grade mehr Kälte an, als in der Vorstadt St. Marceau, weil der nördliche Wind mit seinem Zuge über die Schornsteine dieser großen Stadt, gemäßigter wird.

Der Verbrauch des Holzes ist schreklich, und droht, wie man sagt, einen nahen Holzmangel. Wirklich verdiente der Mann eine Bildsäule auf dem Rathhaus, der das Flößholz erfunden hat. Aber freilich stellen sich die Herren des Raths mit ihren Peruken und ihrer steifen gekrümmten Stellung da lieber zur Schau. Und doch hätte ohne einem so glüklichen Erfinder die Stadt nie diesen Zuwachs gewonnen!

Alle das Holz, was auf dem Flusse herbeigeschaft und in Stöße wie Häuser aufgethürmt wird *), verschwindet in einem Zeitraume von drey Monaten wieder. Man sieht viereckigte Pyramiden, man sieht Triangeln so hoch, daß sie dem Auge alle Aussicht entziehen. Es wird gemessen, weggebracht, zerspalten und verbrannt, und am Ende bleibt nichts als der leere Platz.

Ehedem wärmte sich alles, was das sogenannte Hausgesinde ausmachte, bey einem Heerde zusammen. Jetzt haben die Kammerfrau, der Präceptor, der Haushofmeister jedes sein Camin für sich **).

*) Die Kirchenzeitung ward lange Zeit unter einem solchen Holzstoß gedrukt. Der Setzer und die Druckers waren wie Holzhauer und Ablader verkleidet. Die Spionen der Polizey wurden damit alle hintergangen.

**) Nikole wagte es kaum am Ende seines

So gar Personen, die vor artig gehalten seyn wollen, schämen sich heut zu Tage nicht, auch in Gegenwart der Damen, gegen allen Anstand sich Hände und Rücken zu wärmen, und damit der ganzen Gesellschaft die Wärme und den Anblik des Feuers zu rauben. In der That hat diese Sitte was Beleidigendes.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Gegründete Furcht.

Denket man daran, daß zu Paris beinahe eine Million Menschen auf einen Punkt zusammen gepreßt — und daß dieser Punkt nicht einmal ein Hafen ist, so muß man wirklich für die künftige Nahrung der Einwohner zittern. Und denkt man es sich noch hinzu, daß das, was man zu Paris Handel nennt — im Grund aber weiter nichts, als ein ewiger Wechselhandel und lokale Industrie — eingeschränkt, gedrükt, und von allen Seiten erschweret ist, so hat man noch mehr Ursache zu zittern. Da scheint die Fortdauer dieser erha-

Lebens aus dem Hause zu gehen, aus Furcht, von Schornsteinen erschlagen zu werden Er dachte nur mit Schrecken an die ungeheure Menge gemauerter Röhren, mit welchen unsre Dächer gezieret sind.

benen Stadt schlechterdings nur vom Schiksal abhängig zu seyn. Schon mehrere einzelne Umstände für sich allein genommen, ohne daß sie gerade unter sich vereinigt zu seyn brauchen, können den Hunger in derselben veranlassen; alle die Geissel nicht einmal in Betracht gezogen, welche sie von der politischen Seite leiden kann.

Es ist ausgemacht, daß jeder Pariser dann nicht mehr Brod, als man den Beckern Mehl zukommen lassen wollte, haben, und daß der Herr der Seine und der Marne auch der Herr über Leben und Tod in Paris seyn würde.

Aber wo das Mittel, um der Menge von Bedürfnissen zu begegnen, die den verderblichen Luxus der Großen zur einzigen Quelle ihrer Unterhaltung haben? Wie das Leben in der Mitte eines Haufens hinnähren, der mit dem Abgang gewisser Mißbräuche auch sogleich nach Brod schreyen würde? Dieser zerstörende Luxus hält doch bey aller Niederlage, die er anrichtet, die Menschen noch über dem Grabe hin, die er wegraffen will. Sie sterben nicht mit einemmale, sondern nur nach und nach ab.

Man findet Menschen in dieser Hauptstadt, die ihr ganzes Leben hindurch nichts als Kinderspielwerk verarbeiten. Das Lakiren, Ver-

golden und tausend andre Kleinigkeiten beschäftigen eine ganze Armee von Handwerksleuten. Hunderttausend Arme sind Tag und Nacht geschäftig, Zuckerwerk zu gießen, oder ganze Gebäude zum Nachtisch aufzuführen.

Funfzigtausend andre erwarten mit dem Kamme in der Hand die Morgenstunde aller der Müßiggänger, welche sich zwar zu leben einbilden, aber nur so hinwachsen, und, um ihre drükende Langeweile zu tödten, des Tages zwey Toiletten machen müssen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Politischer Karakter der ächten Pariser.

Paris war von jeher über seine eigne politische Verfassung gleichgültig. Diese Stadt ließ ihre Könige alles thun, was sie nur wollten. Alles, was sie noch allenfalls begannen, war ein Studentenunfug. Sie sind weder ganz Sklaven, noch ganz frey. Sie setzen den Kanonen ihre Gassenlieder, und der Gewalt der Krone beißende Gedichte entgegen, bestrafen ihren Monarchen mit ruhiger Stille bey seinem Einzug, oder sprechen ihn wieder durch ihr Händeklatschen von allem Vorwurfe los. Sind sie mißvergnügt, so versagen sie ihm das „es

lebe der König," oder belohnen ihn mit lautem Geschrey. Bey dem allen hat die Stimme des Volks einen Ausdruk, der sich niemals verkennt. Sie bestimmt den Ruf des Monarchen, und der Philosoph, nachdem er alles überdacht und erwogen, ist erstaunt, daß das Volk wirklich Recht hat.

Die Pariser scheinen es durch einen Instinkt errathen zu haben, daß ein nichtsbedeutender Einbuß von Freiheit das Opfer des anhaltenden Nachdenkens und Anstrengens nicht verdiene. Er vergißt bald das Elend des verflossenen Tages, hält kein Tagebuch seiner Leiden, und man könnte sagen, daß er Selbstvertrauens genug habe, um wegen eines uneingeschränkten Despotisme außer aller Besorgniß zu seyn. Er hat viel Geduld, Kraft und Muth in dem leztern Kampfe zwischen der Krone und den Gesetzen an den Tag gelegt. So gar belagerte Städte haben weniger Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit bewiesen.

Im Ganzen genommen, ist der Bürger von Paris sanft, ehrlich, höflich und biegsam. Aber man darf seinen Leichtsinn nicht allemal vor Schwachheit im eigentlichen Verstande annehmen. Zuweilen läßt er sich gern hintergehen. So wie ich ihn kenne, getraue ich mir immer

zu behaupten, daß er bis zu einem unüberwindlichen Starrsinn fortschreiten würde, wenn man ihn zu weit treiben wollte. Man denke nur an die Ligue und die Fronte. So lange als seine Leiden nicht ganz unerträglich sind; so wird er sich mit nichts als mit Versen und Bonmots rächen. Er wird an öffentlichen Orten gar nicht sprechen, aber sich desto reichlicher in seinem Hause dafür schadlos halten.

Paris lebt in der Unwissenheit von Begebenheiten, welche das reifste Nachdenken verdienen. Diese Stadt hat es vergessen, daß sie im funfzehnten Jahrhundert von den Engländern beherrscht wurde: daß Marlborough in unserm Zeitalter die Linien des Marschall Villars bey Bouchain überstieg, sich damit den Weg bis in die Hauptstadt bahnte, und daß der glükliche Ausschlag einer Schlacht den Schlüssel des ganzen Königreichs rettete. Aber es hat keine bessere Begriffe von London, als es von Pekin hat.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die wahren Badauds, oder Einfaltspinsel.

Woher es doch kommen mag, daß man die Pariser mit dem Namen des Badaud

brandmarkt? Ob daher, daß er den Normännern den Rücken zerprügelte. Oder vom alten Thore Baudaye oder Badaye, oder vom Karakter des Pariser selbst, der sich mit allem belustigt? Die Etymologie sey nun, welche sie wolle, man will das damit sagen, daß der Pariser seinen Heerd nie gern verläßt, daß er die Welt nur durch eine Ritze angesehen, daß er über alles, was fremd ist, erstaunt, und seine Verwunderung immer was Albernes und Lächerliches an sich hat.

Um die Unwissenheit und die Schläfrigkeit gewisser Leute, die außerhalb Paris nirgends wohin als bis zu ihrer Amme und wieder zurück gekommen sind, die es nie über sich bringen können, den alltäglichen Anblik der neuen Brücke und der Samaritaine aufzugeben, und auch die nächsten Oerter, wie weit entlegene Länder, ansehen, zugleich zu belachen, hat ein gewisser Verfasser vor ohngefähr zwanzig Jahren eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die Reise von Paris nach St. Cloud zur See und die Rükreise von St. Cloud nach Paris zu Lande,“ geschrieben. Ich setze einen Auszug aus derselben her:

Der Pariser, der diese große Reise wagt, bepakt sich mit seiner ganzen Garderobe, versieht

sich mit Vorrath zum Essen, und nimmt von Freunden und Verwandten den feyerlichsten Abschied. Nachdem er zu allen Heiligen gebetet und sich seinem Schutzengel empfohlen hat, so besteigt er die Galiote. Er staunt diese eben so an, wie ein andrer das größeste Schiff. Kaum daß sie ihren schnellen Fortgang beginnt, so fragt er schon mit Bewunderung, ob ihm nicht bald die Schiffe der Ostindischen Kompagnie begegnen würden. Er sieht die Klöster bey Chaillos an der Seine für die Dardanellen in der Levante an, sieht sich nun von seinem Vaterlande weit weg, denkt an seine liebe Straße Trousse-Vache zurük und — weinet bitterlich.

Da überschaut er das ganze weite Meer und wundert sich, daß die Seefische in Paris so theuer sind. Er sucht mit seinem Auge das Vorgebürge der guten Hofnung, und kaum, daß er den wie dicke Wolken aufsteigenden schwarzrothen Rauch der Porcellanfabrike von Seres in der Ferne erblikt, so ruft er laut: Ha, hier der Berg Vesuv, von dem man mir so vieles erzählet hat!

Nun kömmt er zu St. Cloud an. Er besucht die Messe zur Dankbarkeit gegen Gott, und schreibt seiner lieben Mutter alle seine

Schreknisse und Unglüksfälle — es nicht zu vergessen, daß er mit seiner schönen sammetnen Hose an einem Haufen neugepichter Thauwerke, auf die er sich niedergesetzt hatte, hängen blieb, und sich nicht anders als mit beträchtlichen Bruchstücken derselben wieder losarbeiten konnte. Erst zu St. Cloud faßt er die erhabene Idee von dem weiten Umfang der Welt, und ahndet es, daß sich die wirksame und schöpfungsreiche Natur bis jenseits der Schlagbäume von Paris erstrecke.

Die Zurükkunft zu Lande ist in demselbigen Tone geschrieben. Der Pariser, befremdet und entzükt, erfährt, daß der Hering und der Stokfisch nicht in der Seine gefangen werden. Er hielt das Holz von Boulogne vor den alten Wald der Druiden, und man benahm ihm den Irrthum. Er sah den Berg bey Valery vor den wirklichen Oelberg an, auf welchem der Heiland sein theures Blut vergoß, und man öfnete ihm die Augen. Er urtheilt weislich, daß er noch unter den Katholiken lebe, weil er das Geläute der Glocken hört, und daß also sein Glaube noch nicht in Gefahr sey. Er sieht einen Hirsch mit einem jungen Reh, und das ist der erstre Schritt, den er in der Naturgeschichte macht. Man zeigt ihm Madrid — wie!

antwortet er hastig — die Hauptstadt von Spanien? Endlich sagt man es ihm, daß es das Schloß nicht sey, auf welchem Franz I. gefangen gesessen. Er stutzt über die Uebereinstimmung, und so eine Seltenheit setzt seinen ganzen Verstand in Thätigkeit.

Dabey bleibet er immer ein guter Patriote und verleugnet sein Vaterland nie. Er sagt es jedem, der ihm begegnet, daß er ein gebohrner Pariser sey, daß seine Mutter mit seidnen Stoffen a la Barbe d'or handle, und daß er einen Notarius zum Vetter habe.

Er kommt wieder zu seiner Familie zurük. Man nimmt ihn mit lautem Freudengeschrey auf, und seine alten Tanten, die seit zwanzig Jahren nicht in die Gegend der Thuilerien gekommen sind, bewundern seinen Muth, und sehen ihn vor den kühnsten und unerschrockensten Wanderer an.

Das ist die spöttische Erzählung dieses Schriftstellers, die zu ihrer Zeit eine gute Wirkung hatte, weil sie die angebohre Schwachheit eines ächten Pariser nach dem Leben mahlt.

Ich setze nun noch hinzu, daß ihm immer noch eine große Kenntniß abgeht, wenn er wieder zu seinem Heerd zurükkehrt. Man kann freilich nicht alles mit einemmale lernen. Er

kann weder den Gersten vom Haber, noch den Flachs vom Hirsen unterscheiden.

Ich habe ganz brave Bürger gekannt, Kenner von Theaterstücken und Verehrer des Racine, welche aber das Daseyn der Sirenen, der Sphinxe, der Einhörner und Phönixe gerade nach der Vorstellung, wie sie die Kupferstiche und Statüen abbildeten, steif wegglaubten. Sie sagten es treuherzig, daß sie Hörner vom Einhorn im Kabinette gesehen hätten. Man muß es ihnen erst begreiflich machen, daß es ein Ueberbleibsel von versteinerten Seefischen war. So ist es aber mit den Parisern. Man darf ihnen nicht neuen Verstand geben, sondern nur Thorheiten nehmen, wie Montaigne sagt.

Der Einfaltspinsel, den man mit dem frühesten Morgen aufstehen lies, um den Vorübergang des Equinocts auf einer Wolke zu beobachten, war ein Pariser.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das Bürgermädchen.

Mit einem Mädgen verliebt zu thun, ist nach der Denkungsart des Bürgers gerade so viel, als sie zur Ehe suchen. Ein junger Pursche kommt des Sonntags Nachmittags

nach der Kirche und spielt eine Parthie Mouche mit der Tochter. Er verliert und sagt nicht ein Wort. Er bittet um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, erhält sie in Gegenwart der Tochter, und diese macht ein verziertes Gesichtgen dazu.

Den Sonntag darauf veranstaltet er einen Spatziergang, wenn das Wetter nur irgend günstig ist. Als erklärter Liebhaber hat er nun die Freiheit, seine zukünftige Geliebte funfzig geometrisch abgemessene Schritte in Gegenwart der Eltern zu unterhalten. Bey dem Ausgange aus einem kleinen Wäldgen geschieht die feierliche Liebeserklärung, welche der Schönen nicht mehr unerwartet ist.

Der Liebhaber ist immer schön frisirt und munter im Umgang. Das Mädchen fängt nach und nach an, ihn ein wenig zu lieben. Im Grunde weis sie auch, daß die Ehe der einzige Schlüssel zur Freiheit für sie ist. Das ganze Haus redet nun in Gegenwart des Bräutigams von nichts, als der unbeflekten Tugend, die seit undenklicher Zeit in der Familie herrsche.

Aber mit einenmale ein kleiner Anstoß! Die Eltern des jungen Purschen haben eine einträglichere Parthie ausgemacht. Man endigt die

häufigen Besuche. Das Mädchen ist beleidigt, aber sie tröstet sich. Zum drittenmal schon dasselbige Unglük! und immer blikt sie durch die mütterlichen Lehren mit Gewalt über sich selbst stolz auf ihre ungetreuen Anbeter herab.

Es kommen neue Verehrer; aber allemal scheiterts beym Heirathscontract. Indessen tritt das gute Mädgen in ihr ein und zwanzigstes Jahr. Es bleibt keine Wahl mehr übrig, und der Vater muß sich entschließen, weil alte Waare immer etwas vom Werthe verliert, wenn man auch die übrigen Zufälle nicht in Anschlag bringen will.

Am Ende wird das Mädgen selbst mißvergnügt. Der erstre, der den Antrag thut, ist auch angenommen und die ganze Sache innerhalb drey Wochen ins Reine gebracht. Die Schöne behält die Wonne, daß sie sich wenigstens ihrer fünf Parthien rühmen kann; aber freilich wird sie es nie sagen, daß sie von vier derselben wieder verlassen worden ist.

Die weisen vernünftigen Eltern finden sie noch immer jung genug, daß sie eine Menge junger Geschöpfe ins Haus setzen kann, die sie werden über die Taufe halten müssen.

Die Mutter, über ihre Tochter eifersüchtig, so bald sie heranwuchs, bald für ihre Heirath

entschlossen, nur um ihrer los zu werden, und bald dargegen, um ihre Regentschaft zu verlängern, unterrichtet ihren neuen Eidam, und schildert ihre Tochter als ein unbesonnenes Ding, das nicht Eine Ihrer großen Eigenschaften besitzt, und immerwährend die Aufsicht einer Mutter erheischt.

Sie bietet sich also zu der Führung der Hausgeschäfte an. Der Eidam weiß den Ausspruch des Juvenals noch nicht, daß man keine Schwiegermutter hören darf, wenn man Friede im Hause behalten will. Mit Erstaunen sieht er am Ende der dritten Woche den förmlichen Krieg zwischen Mutter und Tochter in seinem Hause. Der junge Mann nimmt die Parthie seiner Frau, schikt seine Schwiegermutter nach Hause, und erzählt sein Unglük der ganzen Nachbarschaft. Die Mutter plaudert wieder von ihrer Seite, und nun bleiben die Meinungen getheilt.

Mit dem zweiten Kindbette söhnt man sich wieder aus. Man weint sich von der einen und andern Seite was vor, die Nachbarn werden erbaut, und die Fabrike geht ihren Gang glüklich fort.

Erst mit dem anbrechenden Alter vergißt die Mutter die Herrschaft, die sie zu weit ausdeh-

nen wollte. Sie macht nun mit der Tochter gemeine Sache gegen den Eidam, den sie droht und niemals liebte. Ihre Enkel? ach die sind liebenswürdig und voll Geist! Aber alles haben sie, sagt sie oft, von ihren Großeltern allein.

Am Ende erfordert es auch wirklich viel Muth und Tugend für ein Bürgermädgen, wenn sie nicht den Reichthum und Schimmer einer Buhlschwester beneiden soll, die sie doch in allem Ueberflusse einherwandeln sieht. Sie würde sich freilich betrüben, wenn man sie selbst vor so ein Geschöpf halten wollte. Aber oft seufzt sie mit dem Gedanken der Freiheit, den diese in der Wahl ihrer Liebhaber haben. Es ist keine Tugend ohne Kampf. Das geringe Bürgermädgen, welches kämpft und siegt, verdienet Achtung. Aber eben darum sind sie auch eifersüchtiger in diesem Stande, als in jedem andern.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die junge Frau.

Cleon begegnet dem Damis, umarmt ihn, drükt ihn bis zum Ersticken und sagt ihm endlich: ich bin der glüklichste Mann. Ich heirathe ein junges Mädgen, das nur erst aus

dem Kloster kommt, und von der ganzen Welt, so zu sagen, noch nichts, als mich, gesehen hat. Sie trägt in ihrer Miene das Gepräge der Sanftmuth und Güte. Kein Mädgen ungezwungener, wärmer und bescheidener, wie sie! Ihre Augen scheuen schon von weitem die Blicke, die ihre Schönheit auf sich zieht. Sobald sie spricht, so färbt eine liebenswürdige Röthe ihre Wangen, und diese Schüchternheit ist ein neuer Reiz, weil sie zuverlässig die Tochter der Schamhaftigkeit und nicht des schwachen Geistes ist. Gefühlvoll bey dem Unglücke der Menschheit, kann sie die Erzählung desselben kaum ohne Theilnehmung des Körpers anhören. Welch ein süßer Anblik, sie Thränen bey den Widerwärtigkeiten ihrer Mitmenschen weinen sehen! Es ist keine gefühlvollere, sanftere, liebreichere Seele, wie die ihrige. Nur für mich wird sie leben, für mich nur athmen, ihre Pflichten lieben und ich — ich werde der glüklichste Ehemann seyn.

Cleon heirathet sie wirklich. Nach sechs Monaten begegnet er dem nemlichen Damis wieder, und sagt nicht ein Wort von seiner Frau. Endlich erfährt Damis, daß der verheirathete Engel, der sich zu verstellen nun nicht weiter gezwungen sah, seine Bescheidenheit mit Frech-

heit und seine Schüchternheit mit Freimüthigkeit vertauscht habe, und nicht mehr, als nur dann und wann aus Stolz oder Verdruß, erröthe. Er erfährt, daß sie schon ihr abgesondertes Zimmer, nur Umgang mit den Marquisen, Baronessen und Präsidentinnen, und stolze, herrschsüchtige Grundsätze angenommen habe: daß sie jetzt über ihren Mann spotte, und ihn, bey dem kleinsten Widerspruche desselben in Wuth, mit dem Namen des eifersüchtigen, auffahrenden, geitzigen Ehemannes brandmarke.

Sie steht gegen zwey bis drey Uhr Nachmittags auf, geht gegen fünf Uhr des Abends aus, und legt sich frühe um sechs Uhr wieder nieder. Man findet sie artig und liebenswürdig bey den Soupers. Wer ihr eigentlicher Liebhaber sey, weis man so gerade nicht, und das ist es eben, was ihren Mann in Verzweiflung setzt. So weit ist er gebracht, daß er ihr einen Liebhaber an die Seite wünschen muß, weil er ihr doch durch ihn Vorstellungen über Dinge thun lassen könnte, die ihre äußere Glükseligkeit, den großen Punkt, dem heut zu Tage alles andre untergeordnet ist, angehen.

In großen öffentlichen Gesellschaften spricht sie mit ihrem Manne und lächelt ihm zu; aber im Hause können ganze Wochen hingehen, ohne

daß sie ihn spricht oder sieht. Und dennoch wiederhohlen es alle Frauen um die Wette, daß Madame Damis eingezogen lebe, und sich ihr Mann mit einer so guten Frau glüklich schätzen müsse.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der Pariser in der Provinz.

Hat ein Pariser sein Paris verlassen, so hört er in der Provinz nicht auf, von der Hauptstadt zu sprechen. Alles, was er sieht, mißt er nach ihren Gebräuchen und Gewohnheiten ab, findet alles lächerlich, was sich davon entfernt, und will, daß die ganze Welt ihre Grundsätze, blos um ihm zu gefallen und ihn zu unterhalten, umstimmen soll. Er redet vom ganzen Hofe, als wenn er ihn kennte, von Gelehrten, als wären sie seine Freunde, und von den Gesellschaften, als hätte er den Ton in denselben angegeben. Er kennt die Minister, die Männer in den öffentlichen Bedienungen. Sein eignes Ansehen war, nach seiner Versicherung, groß, sein Name berühmt. Kurz es herrscht nirgends Kenntniß, Witz und Artigkeit, als zu Paris.

Dergleichen Reden breitet er so gar vor Per-

sonen aus, welche Beurtheilung und Jahre haben. Entweder muß er alle, die ihm zuhören, vor Thoren halten, oder die Sucht, mit Ruhm von sich selbst zu reden, verblendet ihn gegen den dünnen Schleier, unter welchem seine Vorurtheile und Unwahrheiten jedem Auge offen da liegen. Aber er denkt sich ein Ansehen zu geben, wenn er von nichts anderm plaudert, als von Paris.

Der Pariser wendet den bekannten Vers:

„Ihre Augen sind schön genug für die Augen in der Provinz,"

ohne seinem Wissen auf alle das an, was nicht unter seinem Horizonte liegt. Er würde gern in Bourdeaux und Nantes sagen: Die Garonne und Loire sind immer noch ansehnliche Flüsse für die Provinz.

Dreißigstes Kapitel.

Von der Zeit.

Wirklich leben Einige den ganzen Tag im wahren Verstande. Sie sind die weisen Männer, die denken, und sie sind selten. Andre leben aber nur die Hälfte des Tages, und dieses sind die Männer in Geschäften. Mehr als die Hälfte der Stadt, ich meine die Frauen,

leben kaum drey oder vier Stunden, und amüsiren sich nie lieber, als des Abends.

Man muß in der That schon Geist haben, um nicht Langeweile, oder sie doch weniger zu fühlen, als andre. Ein Mann mit gesundem Menschenverstande zieht von allen Verbindungen Vortheile, in welche ihn seine Lage oder sein Stand nur immer setzen mag. Da findet er etwas zum Unterricht, und zur Bildung für sich; dort schmekt er die Reitze des gesellschaftlichen Lebens; dabey arbeitet, strebt und hoft er, und nutzt seine Freunde. An diesem Orte findet er Nahrung für den Ehrgeitz, der zum Bestreben nach Größe so nothwendig ist; an jenem fühlt er den eignen Trieb, seinen Geist zu bilden und zu verschönern, und an einem andern studiert er das menschliche Herz mit seinen Triebfedern. Er nutzt weise alle Entdeckungen, die er macht, und lernt damit die Kunst, den Menschen kennen zu lernen. Aber, was Plinius von Rom sagte, kann man auch von Paris sagen. Es ist wunderbar, wie an einzelnen Tagen die Berechnung unsrer Zeit besteht oder zu bestehen scheint, und wie sie so ganz fehlschlägt, so bald mehrere Tage zusammengenommen werden. Es ist bis zum Erstaunen, wie die Zeit hinschwindet. Nimmt

man jeden Tag für sich allein, so ist keiner, der nicht mit Geschäften besetzt sey; nimmt man sie aber zusammen und hält sie gegen einander, so ist es bis zur Bewunderung auffallend, wie leer sie hingeflossen sind.

Es giebt so geschäftslose Personen, daß es ihnen so gar Mühe kostet, ihre vier und zwanzig Stunden zu tödten, und daß sie alle ersinnliche Kunstgriffe anwenden müssen, um damit zu Stande zu kommen.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Feine Betrüger, Beutelschneider.

Die Betrüger in jeder Art, die in allen verschiedenen Provinzen zerstreut sind, begeben sich einmal in ihrem Leben in die Hauptstadt, als den großen weiten Schauplatz, auf welchem sie ihr ganzes Talent entwickeln, einen Erzspitzbubenstreich ausführen und viele Einfaltspinsel beisammen antreffen können.

So wie sie alle die Mittel, die Leichtgläubigkeit zu hintergehen, zu ihrem eignen Studium gemacht haben, so hängen sie sich gerne an junge Leute an, deren Seele in dem Alter der Leidenschaft und des Selbstvertrauens allen ihren listigen Insinuationen offen steht. Sie

wissen es, daß das Auge durch das Blendwerk des Ueberflusses geblendet werden muß, und vernachlässigen daher nichts in ihrem Aufzuge, was ihm Vorschub leisten kann.

Darauf bedacht, sich bey allen Ständen einzuschmeicheln, schmeicheln sie ihren Vorurtheilen ohne Unterschied. Sie sind wie ohne alle Eigenliebe für sich, und ändern ihre Sprache nach dem jedesmaligen Manne um, den sie vor sich haben. Nie im Widerspruch, sind sie demüthig, gelassen, Schmeichler — ihre Rede ist, wie das Volk sagt, vergoldet, und das Volk weiß sie oft besser zu durchschauen, als sie der feinere Theil der Einwohner durchschaut.

Ihr einziger Endzwek ist, das Geld in ihre Hände zu spielen. Sie wissen es mit dem erstern Blicke, wer dessen hat. Sie sind immer mit einem Project, mit einer Unternehmung bey der Hand, die wenigstens ihre hundert Prozent eintragen soll. Beredt, so bald es auf diesen Punkt kommt, reden sie von eurem Glük, als einer ausgemachten Sache, und das ihrige ist nie unentschieden.

Sie erwähnen oft mit gutem Bedacht der erstern Männer im Staate in ihren Reden. Sie wissen tausenderley Anekdoten, welche die Neugierde rege machen können. Sie sind weder Lä-

sterer noch Verläumder; sie haben einen gewissen Scherz, der nichts Beissendes hat, weil er ihrem Systeme, die Gleißnerey der Sitten mit der Gleißnerey der Seele zu verbinden, gerade anpassend ist, und alle ihr Bestreben nicht sowohl die Ehre, als den Beutel schwacher Menschen gelten soll.

Der eine mischt sich unter die Spieler, lokt einen derselben durch freiwilliges Verlieren, und nachdem er ihn lange genug gelokt hat, so richtet er ihn durch kühne vorher überdachte Betrügereien mit einemmale zu Grunde.

Ein andrer miethet ein herrliches Hotel, eine schöne Equipage, tritt im Kaufladen ab, bezahlt sogleich ohne Schwierigkeit, und spricht sodann von Aufträgen für andre Länder. Ein guter Kunstgriff! Man bietet ihm alle mögliche Gattungen von Waaren an, und er macht Gebrauch davon. Er verkauft alles heimlich wieder. Man bringt ihm die Rechnung — sucht — und er ist verschwunden.

Ein dritter rühmt sich seines großen Kredits, zeigt ächte und untergeschobene Briefe vor, verspricht Bedienungen, und borgt frisch darauf los.

Der ärgste unter allen hat Plane und Projekte, die von Männern von Gewicht zur Hälfte

gesehen und zur Hälfte angenommen worden sind. Er macht ihnen zuweilen Besuche. Man weiß es, und strekt ihm darauf bald von dieser, bald von jener Seite beträchtliche Summen zur leichtern Ausführung derselben vor. Eines Tages begeht er einen Diebstahl, nimmt die Flucht und rettet sich nach Holland, wo er seinen Namen ändert, und von dem Raube lebt, den er bey dem Schein eines Mannes, der sein Auskommen hat, und unter der Larve der Redlichkeit zusammen gehäuft hatte.

Vor einigen Jahren bestohl ein Heuchler, ein Posteinnehmer, die ganze Stadt. Jeder verlor sein Geld, und hatte am Ende keine andere Befriedigung, als den Schelmen am Halseisen zu sehen. Seinem Halsbande entronnen, kaufte er in der Gegend von Lüttich die herrlichsten Güter an, und lebt nun als ein unabhängiger Herr.

Man sah es noch vor kurzem, wie ein schon gebrandtmarkter Spitzbube unter dem erborgten Namen eines fremden Barons einen ungeheuren Handel trieb. Er miethete ein berühmtes Hotel, nahm eine Menge Faktoren in seine Dienste, ließ Kaufleute kommen, und wies das erstremal ihre Waaren mit Verachtung ab. Er mußte noch seltnere und kostbarere Stoffe haben.

Den Morgen darauf gieng sein Kammerdiener und Mitbruder bey den gemißbrauchten Kaufleuten herum, machte das herrlichste Bild von seinem Herrn, sprach von seinem Kredit, von seinem Vermögen, von seinen ausgedehnten Verbindungen, und schilderte ihn als den Mann, der alles bereichern könnte, was nur mit ihm zu thun hätte.

Man ist es so wenig gewohnt, die Bedienten von ihren Herren gutes reden zu hören, daß man wirklich die größeste Verehrung für den Betrüger faßte. Man brachte ihm die seltensten Waaren, und alle Kaufläden und Magazine standen ihm offen.

Nun stand ihm alles an, weil er nach seinem Vorgeben neue Aufträge bekommen hatte. Er sollte nur einkaufen, und alles war für fremde Länder bestimmt.

Trötler und Trötlerinnen, immer bey der Hand, dem Spitzbuben die Hände zu bieten und seinen Diebstahl zu verheimlichen, kauften ihm alle diese Waaren um einen geringen Preiß wieder ab. Das waren die berühmten Städte Madrid, Wien, Lissabon, Koppenhagen und so viele andre, mit denen er immer um sich warf.

Am Ende entlarvt, wurde er zu den Galee-

ren auf neun Jahr verurtheilt, ausgepeitscht, gebrandmarkt und drey Tage hinter einander am Pranger gestellt. Sein Kammerdiener ward Zeuge der Exekution und aus dem Lande gejagt.

Alle diese ausgelernten Betrüger nennen sich Grafen, Marquis, Barons und am liebsten Chevaliers. Und eben daher das Sprichwort von einem Manne, der ohne Arbeit und Einkünfte lebt: es ist

ein selbstgemachter Ritter.

Nach diesen Betrügern kommen die Beutelschneider, die mit ihren Händen eben die Schelmstücke ausüben, die jene mit ihrer Zunge bewerkstelligten. Sie finden irgend ein Mittel, entweder eure Aufmerksamkeit auf einem Gegenstande festzuhalten, oder euch in Verlegenheit zu setzen, oder euch auch eine für ihre Handgriffe vortheilhafte Bewegung des Körpers abzugewinnen, und der feine, fertige Taschenspieler hat euch schon eure Dose, eure Uhr, oder eure Goldbörse weggehascht. Ihr merkt es und schreyt. Er bleibt ohne der geringsten Veränderung in Miene und Blik bey euch. Die Uhr mit der Dose ist schon in andern Händen. Der Spitzbube fängt selbst an, laut gegen den Man-

gel von Sicherheit in öffentlichen Versammlungen zu schreyen.

Besucht man einen von diesen Schurken, so findet man auf funfzig Uhren, dreißig Tabatieren und zwanzig Etuis, wie in einer Krambude auf der Messe, beisammen. Er strebt nur nach den Kostbarkeiten, und überläßt den Raub der Schnupftücher den elenden Betteldieben, die man mit gutem Willen duldet, um sie dann unter dem Haufen von Aufpassern anwerben zu können. Er ist das Haupt einer ganzen Bande, die ohne alle Gewaltthätigkeit in den Parterrs der Schauspielhäuser, hauptsächlich beym Ausgang, ihre Streiche verübt.

Zuweilen läuft so ein Kerl auf der Straße mit aller seiner Kraft auf euch zu, kommt euch entgegen, stürzt sich in eure Arme, und um nicht umgeworfen zu werden, faßt ihr ihn auf. Er macht euch tausend Entschuldigungen, antwortet mit Artigkeit, nimmt euch mitten in dieser schnellen Bewegung eure Uhr und läuft weiter. Ihr argwohnt nicht das mindeste — denn der Schurke war wirklich gut gekleidet.

Hat man euch eine Sache von Werth geraubt, so könnt ihr euch nur an eines der Polizeygerichte wenden. Man hat tausenderley sinnreiche Wege, die Sache wieder zu erhalten.

Eben dieselbe Dose ist oft nach einem Umlaufe von zweihundert Stunden in die Tasche ihres Eigenthümers wieder zurükgekommen. Wie? nun wie? Muß ich denn nun gerade alles sagen?

Zu einer andern Zeit vergleicht man sich mit dem Diebe. Man läßt die Sache als eine verlohrne Sache öffentlich anschlagen, und verspricht eine Belohnung. Sie wird euch wiedergebracht, und ihr tragt euer Versprechen ab, so wie sichs gehört.

Man hat ein fliegendes Blatt unter dem Titel drucken lassen: Listige Streiche von Paris, oder Anekdoten von den Kunstgriffen der Unterhändler und öffentlichen Mädgens zu Paris gegen die Einfaltspinsel und Fremde. Diese Schrift enthält eine Menge von Kunstgriffen, welche der Müssiggang und die Tollkühnheit alle Tage ins Werk setzt, um Menschen ohne Erfahrung zu hintergehen. Wer also mehr lesen will, der lese diese Schrift. Ueber so viele heimliche Friponnerien das Licht ausbreiten, ist gerade eben so viel, als sie zerstören, oder dem Regenten des Staats einen Fingerzeig geben, auf welche schandbare Art die Menschen ihre Unterhaltung suchen, so bald man ihnen nicht die Mittel eines ehrlichen Verdienstes in die Hände giebt.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Die Perükenmacher.

Unsre Altväter gaben ihre Köpfe nicht mit jedem Morgen eine lange Zeit an einen müssigen, plauderhaften Perükenmacher hin. Sich die Haare zu kämmen und ihrem Knebelbart, dem Schmucke des Mannes, ein martialisches Ansehn zu geben, das machte ihre ganze Toilette aus. Seit zwei Jahrhunderten haben wir die Schwachheit, das weibliche Geschlecht in der Kunst des Haarputzes nachzuahmen, der uns im Grunde weiblich macht und verunstaltet.

Wo ist die Zeit hin, da der brave Mann, wenn er Geld nöthig hatte, seinen Knebelbart abthat und ihn seinem Gläubiger statt einer Versicherung zum Unterpfand gab. Keine sicherere Hypothek, wie diese war! Der Gläubiger schlief ruhig, und es fehlte nie, daß nicht die Schuld mit ihrer Verfallzeit abgetragen war.

Wir haben freilich nicht mehr die lächerliche Gewohnheit, unsre Köpfe in einem erkünstelten Haarputz zu vergraben und die jugendliche Stirne mit einem ungeheuren Wuste von Haaren zu bethürmen. Die kahle runzlichte Sche-

del des Alten ist nicht mehr mit der bizarren Bekleidung bedeckt. Aber der Hang zur Frisur hat alle Stände hingerissen. Die Krämerjungens, die Schreibers der Advokaten und Notarien, Domestiken, Köche, Küchenjungen, alles wirft dicke Wolken von Puder und thürmt spitzige Topets und ganze Stokwerke von Locken auf den Kopf. Der Geruch der Essenzen und des wohlriechenden Puders riecht euch eben so stark von dem kleinsten Krämer, als dem niedlichsten und geputztesten Stutzer entgegen.

Was vor ein leerer Raum damit in dem Leben der Bürger! Wie viele für nützlichere Arbeiten verlorne Stunden! Wie viele Augenblicke rauben die Friseurs und Kammermädgens von der kurzen Dauer unsres Daseyns dahin! Bedenkt man, daß der Puder, mit welchem zweimal hunderttausend Menschen täglich ihre Haare bestreuen, im Grunde ein Raub der Nahrung des Armen ist; daß alle das Mehl, was in die dicke Perüke des Gelehrten, in die Vergette des Petitmaitre, in die Locke des Officiers und in die brausende Frisur des Pflastertreters hingeworfen ist, auf zehntausend Unglükliche nähren könnte; daß diese Substanz des Korns, aller ihrer nahrhaften Theile beraubt, so ganz unfruchtbar auf dem Kopfe so vieler

Müßiggänger da liegt — So seufzt man über einen Gebrauch, der den Haaren nicht einmal die natürliche Farbe läßt, die ihnen der Schöpfer gegeben hat.

Zwölfhundert Perükenmacher, eine förmlich errichtete Zunft, mit Privilegien noch von Ludwig dem Heiligen, unterhalten ohngefehr auf sechstausend Friseurs in Diensten. Auf zweitausend Pfuscher verrichten mit der Gefahr, ins Bicetre wandern zu müssen, das nemliche Handwerk in den Zimmern. Bey sechstausend Lakaien haben wieder dasselbe Geschäfte; dann noch alle die Mädgen, welche die Köpfe der Damen aufputzen, zu dieser Anzahl hinzu! Und alle diese Geschöpfe nehmen ihre Unterhaltung allein von Papilloten und Haarlocken her!

Unsre frisirenden Kammerdiener, mit ihrem ganzen Reichthum, dem Kamme und dem Scheermesser, in der Tasche, haben ganz Europa überschwemmt. Sie haben sich in Rußland und Deutschland eingenistelt. Dieser Schwarm von Barbiers, ein lügenhaftes, intrikantes, dummdreistes, lasterhaftes Volk, größtentheils Provenzaleu oder Gasconier, haben ein größres Verderben in die auswärtigen Länder gebracht, als es der Krieg gethan hat.

Unsre Tänzer, Opersänger und Köche sind

ihren Fußtapfen bald darauf gefolgt, und haben die benachbarten Länder mit gleichem Glücke unsern Moden und Sitten unterworfen. Daß also die Eroberer, welche unsrer Nation in allen den Ländern die Oberhand erfochten und damit alle unsre erlittenen politischen Nachtheile gerächt haben! Unsre Nachbarn könnten eine ganze Abhandlung über die verderbliche Einführung der Friseurs und über die Vortheile einer schnellen und wohlüberdachten Vertreibung derselben niederschreiben.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Salzträger.

Wenn ich so die Salzträger ansehe, so denke ich allemal daran, daß sie ehemals das Vorrecht hatten, die Leichname der Könige auf ihren Achseln bis zum Kreuz des heiligen Dionysius zu tragen, weil sie allein die Kunst verstanden, sie in Stücke zu zerhauen, in Wasser zu kochen und einzusalzen. Das war der saubere Handgriff, mit welchem man die Kunst des Einbalsamirens ersetzte, welche schon längst verloren war, und nachher nur auf eine sehr unvollständige Art wieder entdeckt worden ist.

Man hat Philipp den Langen und Philipp

von Valois, welche beide zuerst eine Auflage auf das erstre Bedürfniß des Lebens legten, dessen Gebrauch vor ihnen einem jeden ungehindert offen stand, auf diese Art eingesalzen. Die Natur gab uns diese Waare umsonst, und die Könige haben sie uns verkauft.

Drey Scheffel Salz kosten zu Paris sechzig Livres und sieben Sous! Wie viel Thränen, wie viel vergossenes Blut seit der Einführung der Salzsteuer! Allenthalben neue Galgen und Räder, damit das ausschließliche Privilegium des Salzverkaufs aufrecht erhalten würde. Heut zu Tage macht es den hauptsächstlichsten Reichthum der französischen Monarchie aus; aber es nährt auch an den Grenzen und im Innern des Königreichs einen ewigen blutigen Krieg. Wirklich kann man kein Verbrechen in der Verletzung dieses Gesetzes sehen. Der gedrükte arme Bürger des Staats schreyt über die Ungerechtigkeit, verflucht sein Daseyn, und seufzt unter den Martern der Verzweiflung.

Dasselbige Maas von Salz, was man euch in Paris für siebzig bis ein und siebzig Livres aufdringt, wird an andern Orten nur für ein Livre zehn Sous, als den eigentlichen innerlichen Werth, verkauft. Was vor eine Menge Betrach-

tungen, wenn man diese Data gegen einander hält!

Vier und dreißigstes Kapitel.

Seefische.

Der Seefisch ist der verringerten Abgabe, einer Wohlthat des Minister Thurgut, ohngeachtet, in Paris keine wohlfeile Waare. Er ist fast niemals frisch. Er kann nur von den Küsten der Normandie oder Pikardie dahin kommen, und uneingesalzen höchstens einen Transport von dreißig bis vierzig Meilen aushalten. Der Hof nimmt die besten für die königliche Tafel hinweg, und der Pariser behält den Ausschuß für sich. Noch mehr; die Kartheuser, die Carmeliten, Benediktiner, Minoriten und andre Mönchsorden, welche ihre Fasttage haben, entziehen der Stadt beinahe alle Fische, und unterhalten eben damit, daß sie alles theuer bezahlen, was ihnen behagt, den hohen Preiß derselben.

Die Auflage auf die Fische schadet der ganzen Steuereinnahme, weil sie nicht gemäßiget genug ist. Will sich der Pariser mit einem Seefisch tractiren, so muß er selbst nach Dieppe gehen. So bald auch nur ein Bürger ein bis-

gen aufkommt, so thut er diese Reise sogleich, erst allein, und führt dann sein dickes rundes Weib auch dahin. Da gaffen sie mit Erstaunen den Ocean an und — sie haben recht —! Aber sie glauben, daß sie schon an den Säulen des Herkules stehn und eilen wieder zu ihrem Heerd zurük. Sie sind und bleiben von ihrer Reise so entzükt, so bezaubert, daß sie ihr ganzes Leben hindurch mit jedem Abend bey Tische ihren Töchtern und der staunenden Magd davon erzählen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Armen-Taxe.

Man hat verschiedene Plane einer allgemeinen Almosenstiftung zum Besten der Armen angegeben. Keiner dieser wohlthätigen Plane ist je zur Wirklichkeit gekommen. Zu Paris bezahlen die Bürger jährlich dreizehn bis sechs und zwanzig, und die Reichsten funfzig Sous für die Armen. Welche erbärmliche Wohlthätigkeit!

Es würde gut gethan seyn, wenn man eine weit stärkere Taxe auflegte. Ein jeder, glaub ich, würde sie gern bezahlen. Von allen Auflagen ist diese die heiligste: — sie ist eine Schuld,

die erstre Schuld des Staats. - Wem wird es doch in der Welt der Pflicht gegen die Armuth Gnüge gethan scheinen, wenn er etwa zwey Livres und zehn Sous jährlich zu Armenanstalten gegeben hat?

Mich dünkt, die Almosen sollten allemal unter dem Beistande der Religion eingesammlet werden, deren erstres Gesetz allgemeine Wohlthätigkeit ist. Mich dünkt, jedes Kirchspiel sollte für seine Armen Sorge tragen, und zum Beitrage der vermögenden Einwohner bevollmächtiget seyn. In London ist die Wohlthäthigkeit groß und unerschöpflich. Die Freigebigkeit gegen die Armen hat nicht das Gepräge der Sparsamkeit, wie die unsrige, an sich. Da ist es also, wo die eindringende Vorschrift des Evangeliums siegt: Ihr seyd Kinder desselbigen Vaters: seyd also barmherzig einer gegen den andern.

Wir haben wirklich schöne, wohlthätige Seelen unter uns; aber nur in kleiner Anzahl, sie gegen die Menge derselben an den Ufern der Themse gerechnet. Die Engländer sind überhaupt viel weicher, viel gefühlvoller für die Unglüklichen, wie wir. Das Elend hat so gar seine gräßliche Gestalt in England verloren.

Wäre ich Minister, so machte ich die Vorste-

her der Kirchspiele zu Werkzeugen und Canälen der Wohlthätigkeit. Ich habe einen Vorschlag des Herrn Fillon, Notarn und Registratorn zu Challant in Niederpoitou, über diese wichtige Sache gelesen. So wie alle Ideen dieses Mitbürgers mit den meinigen vollkommen übereinstimmen, so erlaube er mirs, daß ich mir dieses zum Ruhme anrechne, und seinen Vorschlag, als ein Muster in dieser Art, öffentlich anführe.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Die öffentliche Rechtschreibung.

Sie ist außerordentlich fehlerhaft auf den Schildern, Aushängzetteln und andern Innschriften der Kramladen. Da ist die Unwissenheit mit goldnen Buchstaben eingegraben.

Vielleicht wäre es gut, wenn man die Idee des Moliere befolgte, und im Ernste einen Censor wählte, der diese groben Fehler verbesserte.

Das Volk würde sich daran gewöhnen, die Rechtschreibung in Ehren zu halten, und die Sprache nicht dabey verlieren. Es ist wirklich von Gewicht, daß diese Sprache, welche die Sprache Europens geworden ist, keine Abänderung, und diese am wenigsten in ihren er-

stern Ausdrücken, erdulde. Denn am Ende kann der Pöbel, ohnedies schon Gesetzgeber im Dialekt, eine ganze Sprache verderben und das elendeste Sprachwerk an ihre Stelle setzen.

Die erstern Irrthümer bestehen immer in der Rechtschreibung. Ein Fremder, wäre er überzeugt, daß er allenthalben richtige Aufschriften anträfe, würde sich schon mit einem einzigen Spaziergange durch die Stadt unterrichten können. Und in der That sollte die Hauptstadt eines Volks, dessen Sprache alle übrige Nationen studieren, diesen schmeichelhaften Vorzug vor sich haben.

Die Unwissenheit erzeugt oft sonderbare Anspielungen, über die man sich belustigt, weil Kleinigkeiten, den Pariser zu interessiren, das ausschließliche Vorrecht haben. Ein gewisser Ledrů hat sein ganzes Glůk mit folgender Innschrift auf seinem Schilde gemacht.

Ledru pose des Sonnettes dans le cul de Sai.

Der Maler hatte einen großen Punkt hinter das Wort cul gesetzt, und die Worte de sai in eine andere Linie geschoben. Es war schmutzig im Grunde — aber die ganze Welt wollte nun den Herrn Ledrů gebrauchen, weil er Glökchens in den — — machte. Das war vollkommen genug, um ihn empor zu bringen.

Ganz Paris sah einen Wundarzt bey dem Platze Maubert folgende Worte auf sein Schild setzen:

Un tel reçu à S. Come, Oculiste pour les yeux:

Ein gewisser — ein Schüler des St. Come — Oculiste für die Augen.

Aber was noch schlimmer, als alle Fehler von Rechtschreibung oder lächerlicher Ausdrücke bleibt, das ist die Unverschämtheit gewisser Possenreisser, welche unsre übertünchte Mauren mit unanständigen Bildern und schmutzigen Worten besudeln. Die Polizey, welche den Koth und Unrath aus den Straßen schaft, sollte billig auch diese Schandbilder vertilgen. Es ist wahrlich nicht genug, daß der Schuttkarren die Stadt reinige. Das Auge unsrer Frauen und Töchter müssen beym Ausgang aus dem Hause auch keine Bilder sehen, die das Herz weit mehr, als der Anblik einer schmutzigen Straße, empören.

Auch die Bilderhändler framen Kupferstiche von ausgezeichneter Unanständigkeit aus. Ich weiß nicht, warum wir diese unzüchtige Bilder, unter den Augen unsrer Jugend, so gar in unsre Häuser aufnehmen. Wir verwerfen die Bücher, welche die Einbildungskraft erhitzen,

und tapezieren unsre Zimmer mit den Denkmalen eines ausschweifenden Grabstichels aus.

Ich sah einmal bey einem Spatziergange am Strande einen Kupferstich. Er stellte Schlittschuhfahrer vor, und unter dem Bilde las ich diese Verse eines ungenannten Verfassers, die bis auf die Nachwelt gebracht zu werden verdienen:

Der Winter leitet ihre Schritte auf einem dünnen Crystal hin,
Und der Abgrund ist unter dem Eiße,
So durchsichtig ist die Oberfläche unsrer Vergnügungen:
Glitschet nur darüber hin, Sterbliche! tretet nicht zu stark auf!

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Alterthümer.

In Rom kann man nicht einen Schritt thun, ohne an ein altes Denkmal zu stossen, was uns Aufmerksamkeit und Ehrerbietung einprägt, ohne Gegenstände um sich herum zu erblicken, die uns die Eroberer der griechischen Künste und die Beherrscher der Welt ins Gedächtnis zurükführen.

Nicht also in Paris! Es ist weder in ei-

nem republikanischen Forme gemodelt, noch von der Hand eines griechischen Genies gebildet worden. Auch nicht eine Spur von dem redenden Geiste, der auf das Auge des Bürgers wirkt und seine Seele erhebt! Der Luxus der Künste breitet sich nicht auf öffentliche Denkmale aus; er verbirgt und verschließt sich in die Häuser der Privatpersonen. Für einen Mann, der Geschichte kennt, ist immer noch eine große Kluft zwischen der Seine und der Tiber und dem Louvre und dem Capitol.

Die Alterthümer von Paris haben eine gothische, armselige, kärgliche Gestalt. Unser roher Ursprung ist aus den Denkmalen sichtbar, die uns übrig geblieben sind. Ihr sehet das Grabmal des Chloderichs in der Abtey St. Geneviéve, deren Stifter er war. Aber man sieht bald, daß es eine moderne Arbeit ist, und es hat doch nicht mehr Würde. Es hat nichts Aehnliches mit dem Tempel des Romulus an sich.

Die Normänner haben zu mehrerenmalen hintereinander die Kirche und Abtey St. Germain des Pres beraubt, verbrannt und geplündert, und es ist nichts mehr von Denkmalen, als leere Grabmäler und unverständli- Innschriften, übrig. Alles, was sich noch von

alter Bildhauerkunst hie und da findet, giebt die Idee der auffallendesten Barbarey. Das Christenthum hatte nie was Anziehendes, selbst in seiner Kindheit nicht. Man sieht es nur zu sehr aus den Bruchstücken der verflossenen Jahrhunderte; unglükliche, widersinnige Zeiten, die mit alle dem bezeichnet sind, was Irrthum und Unwissenheit nur jemals Trübseliges und Entehrendes mit sich führen konnten.

Wer neugierig genug ist, die Grabmäler des Childebert und der Aldrogotte, des Chilperik und der Fredegunde zu besuchen, der kann sie sehen. Die Innschrift des Chilperik enthält eine Bitte an die Lebendigen, daß sie seine Gebeine nicht aus ihrer Ruhestätte nehmen möchten. Eine Bitte, welche an die nordischen Seeräuber, die das Königreich und diese Abtey so oft überströmten, gerichtet zu seyn scheint. Precor, sind die Worte, ego Ilpericus non auferantur hinc ossa mea.

Alte ruhmlose Namen, traurige, nakte Särge, verrauchte Bilder ohne allem Interesse, ein roher, grober Grabstichel — das sind die alten Denkmale, mit welchen die Kirchen angefüllt sind. Es scheint, als wenn die Gewalt des Schreckens den Geist des Menschen darnieder gebeugt, und als wenn die zitternde Hand

nichts als traurige, einförmige Bilder zu entwerfen gewußt hätte. Betrachtet die Ruinen von Herkulanum und Portici! Sie tragen nicht das Gepräge einer so schwarzen Einbildungskraft an sich.

Das seltenste in Paris sind die Ueberbleibsel des Pallastes, in welchem die Römer vor der Ankunft der Franken ihre Bäder hatten. Sie sind in einem Hause, welches ein eisernes Kreuz zum Zeichen hat, in der Straße La Harpe eingeschlossen. Diese Ueberbleibsel tragen den Karakter eines hohen Alterthums an sich. Es scheint, daß dieser Pallast einen gewissen Umfang gehabt habe. Unsre Könige vom erstern Stamme bewohnten denselben. Die Töchter Carls des Großen wurden nach seinem Tode, als Ludwig der Fromme, ein Freund des Chorgesangs und Feind aller Galanterie, ihre Liebhaber tödten ließ, in diesen Pallast verwiesen. Er glaubte wahrscheinlich, sagt der Pere Daniel mit vieler Naiveté, daß das Beispiel schrecken und sie keine Liebhaber wieder finden würden; aber er betrog sich — denn sie hatten nie einen Mangel daran.

Alte Republiken! Eure Trümmern sagen es, was ihr waret. Die herrlichsten Denkmale der Königreiche sind nichts gegen eure Ue-

berbleibsel, welche noch der Wuth der Zeit und der Barbarey entgangen sind. Gott, wie klein sind wir gegen die majestätischen Werke eines freyen uneingeschränkten Volkes genommen!

Die Alterthumskenner jammern über eine Statüe der Isis, die man am Haupteingang der Abtey St. Germain des Pres aus Betracht ihres Alterthums hingesetzt hatte. Eine einfältige Frau sah 1514 diese Statüe vor ein Bild der heiligen Jungfrau Marie an, opferte ihr einen ganzen Haufen Lichter, und der Abt, im frommen Eifer, ließ die Statue in Stücken zerhauen, um aller Abgötterey vorzubeugen. Man setzte ein großes Kreuz an deren Stelle, das noch da steht.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Mein Großvater.

Ich denke an meine Vorfahren, deren Begriffe von den meinigen so ganz verschieden, und deren Vorurtheile und Gebräuche den meinigen noch mehr entgegengesetzt waren. Gehe ich am Tage Ludwigs des Heiligen aus der französischen Akademie, so sag ich mirs: daß vor zweihundert Jahren Paris von seinem Blute rauchte; daß man den Admiral Coligny nach

den heiligsten Betheuerungen der Freundschaft und den Umarmungen seines Königes noch denselben Abend mit dem Degen in der Straße Betizy durchbohrte. Der große Coligny, so ganz der Mann, der eine Rolle im bürgerlichen Kriege zu spielen vermögend war, und der Ligue ein Gewicht, ein Ansehen und einen Fortgang gab, den sie ohne ihm nie gehabt haben würde, wurde mit Füßen zu Boden getreten! Da das Louvre, aus welchem der nemliche Karl mit einem Karabiner auf seine eigne Unterthanen feuerte! Die nächtlichen Mörder am Bartholomäitage — — waren grausame Katholiken. Es ist besser, an diesem Tage die beißenden Scherze unsers Mathematikers, Alemberts, anzuhören, die mit Salz und Feinheit gewürzet sind. Kränken sie auch die Geistlichkeit, so rächt sich diese doch nicht weiter, als daß sie am Hofe die Philosophen verläumdet. Immerhin! die Philosophen spotten darüber! Sie verstehen die Kunst, von jeder Sache treffend zu reden, so bald man sie nur verstehen will. Nur ein halbes Wort — und man versteht es heut zu Tage schon. Man sagt alles gerade weg, was man sagen will, und der erstre, der sich ärgert, wird ausgelacht. Ach mein guter Großvater! wir haben ganz neue Begriffe. Sie

sind so weit von den Eurigen entfernt, daß ihr sie trotz eures Verstandes nicht geahndet haben würdet. Könnten sich doch einst unsre Enkel so viel zueignen! Die Vervollkommung gehört nur fürs Menschengeschlecht. Wir sind nicht so albern, nicht so grausam, als man es zu den Zeiten Karls des IX. war! — Freilich heißt das viel gewonnen in so kurzer Zeit!

Neun und dreißigstes Kapitel.

Platz! Platz!

Wagens! Platz, Platz! Da kommt der Arzt mit seinem schwarzen Kleide, in einer Kutsche, der Tanzmeister in einem Cabriolet, der Fechtmeister in einem Diable, und der Prinz rennt mit seinen sechs Pferden auf der Straße eben so ungestüm, als wie auf dem freyen Felde, einher.

Die armselige Vinaigrette drängt sich zwischen zwey Carossen, und kommt wie durch ein Wunder hindurch. Sie fährt eine kränkliche Frau, die in der hohen Carosse in Ohnmacht sinken würde. Junge Herren zu Pferde stürzen mit Ungeduld nach den Wällen, und sind mißvergnügt, wenn das zusammengedrängte Volk, das sie von allen Seiten besudeln, ihren

übereilten Lauf ein wenig hemmt. Das Fahren und Reiten verursacht eine Menge Unglüksfälle, bey welchen die Polizey die größeste Gleichgültigkeit blicken läßt.

Ich sah den kläglichen Auftritt vom 28sten May 1770, welcher durch ein Gedränge von Wagen, die eine Straße, den einzigen Zugang für den ungeheuren Zusammenfluß des Volkes, welches in Menge nach der traurigen Illumination der Boulevards hinstürzte, gesperrt hielten, verursacht wurde. Beinahe verlor ich mein Leben dabey. Zwölf bis funfzehnhundert Personen kamen theils denselbigen Tag, theils durch die Folgen dieses erschreklichen Gedränges ums Leben. Dreimal wurde ich zu verschiedenenmalen zu Boden gestürzt, und auf dem Punkte, lebendig gerädert zu werden. Ich habe also allerdings ein kleines Recht vor mir, den grausamen Luxus des Fahrens zu verdammen.

Alle der täglichen Klagen ohngeachtet, ist noch kein Einhalt geschehen. Die drohenden Räder, die den Reichen stolz daher fahren, rollen auf dem mit dem Blute so vieler unglüklichen Schlachtopfer, die unter den erschreklichsten Martern sterben, gefärbten Pflaster noch eben so geschwind einher, wie vorhin — im-

mer in der Erwartung einer Reform, die aber niemals erfolgen wird, weil alle, die nur irgend an der Staatsverwaltung Antheil haben, in Kutschen fahren, und mithin auf die Klagen der Fußgänger mit Verachtung herabsehen.

Der Mangel der breiten Steine macht fast alle Straßen gefährlich. Ist ein Mann, der nur ein bisgen Ansehen hat, krank, so streut man Mist vor seine Thüre, um den Lermen der Carossen zu mindern. Und gerade denn muß man am meisten auf seiner Huth seyn. Jean Jaques Rousseau wurde 1776 auf dem Wege nach Menil-Montant von einem großen dänischen Hunde, der vor einer Equipage herlief, darnieder gerennt, und blieb auf dem Platze liegen. Der Herr der Chaise sah ihn mit Gleichgültigkeit an. Er wurde von Bauern aufgehoben, und lahm und unter vielen Schmerzen nach Hause geführt. Der Herr, der es den andern Morgen erfuhr, was vor einen Mann sein Hund darnieder gestürzt hatte, schikte einen Bedienten mit der Bitte an den Verwundeten, was er für ihn thun sollte? „Seinen Hund in der Folge anzubinden,“ war seine ganze Antwort, und damit schikte er den Bedienten wieder nach Hause.

Wenn euch ein Kutscher lebendig zermalmt

hat, so wird erst lange untersucht, ob es mit dem Vorder- oder Hinterrade geschehen sey. Der Kutscher steht nur für das erstre. Sterbt ihr unter dem Hinterrade, so ist nicht einmal eine Entschädigung am Gelde für eure Erben gesetzt. Es steht eine Taxe auf die Arme, die Beine und die Schenkel, als ein ausgemachter Preiß. Was ist zu thun? Wohl aufzuhören, so bald es heißt: Platz, Platz! Aber unsre jungen Phätons lassen es ihre Bedienten hinter ihren Kabriolets zurufen. Der Herr rennet euch um, da sich indessen der Bediente heiser schreyt, und sich so gut zusammenraft, als er kann.

Vierzigstes Kapitel.

Bäche.

Ein breiter Bach durchschneidet zuweilen eine Straße so, daß so gar die Gemeinschaft zwischen den Häusern auf beiden Seiten unterbrochen wird. Bey dem mindesten Wasserguß muß man schwankende Brücken überschlagen. Es muß kein komischerer Anblik für einen Fremden seyn, als wenn er einen Pariser mit einer Perüke mit langen Locken, in weißen Strümpfen und einem mit Tressen besetzten Rocke

über einen kothigten Bach setzen oder hüpfen, in den besudelten Straßen auf der Fußzehe einherlaufen und den Guß von Dachrinnen mit einem taffetnen Regenschirm auffassen sieht. Was nicht der Mann vor Sprünge macht, der aus der Vorstadt St. Jakob bis in die Vorstadt St. Honoré zu einem Dinér läuft, um dem Kothe und den Dachtropfen zu entrinnen! Drekhaufen — glattes Pflaster — beschmuzte Wagenräder — was alles vor Klippen es zu vermeiden giebt! Indessen er arbeitet sich durch. Auf jeder Ecke einer andern Straße ruft er einen Schuhputzer herbey. Bis auf einige Flecken an seinen Strümpfen wird er auch immer wieder rein. Durch welches Wunder kommt er doch ohne irgend ein Hinderniß durch die schmutzigste Stadt? Wie durch alle den Unrath durchwaden, ohne seine niedlichen Schuhe zu besudeln? Ach das ist nur ein Geheimniß für den Pariser allein, und ich rathe es auch keinem andern, es nachmachen zu wollen.

Warum sich doch nicht nach dem Kothe und Staube ankleiden? Warum einen Anzug zu Fuß, der nur in die Carosse gehört? Warum nicht breite Steine, wie in London?

Ein und vierzigstes Kapitel.

Lichter-Fabrike.

Die Ausdünstungen aus den Lichterfabriken sind heftig und stinkend. Nichts verdirbt die Luft so sehr, als dieser dicke Dampf. Schon der unangenehme Geruch ist der Gesundheit des Einwohners schädlich. Diese vervielfältigten und in dem Mittelpunkte der Stadt eingeschlossenen Talkhütten sind ein unbegreiflicher Mißbrauch. Wirklich erforderten sie die Wachsamkeit des Staats, weil sie die Quartiere der Stadt öftern Feuersbrünsten aussetzen, und dem Menschen das Element, was ihm zum Leben so nothwendig ist, zu Gifte macht.

Es würde also heilsam seyn, die Errichtung dieser Lichterfabriken außerhalb der Stadt anzuweisen, an abgesonderten Oertern, damit ihre Pfannen weder die Luft des Nachbars vergiften, noch ihre Häuser in Brand stecken können.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Fleischer-Bänke.

Sie sind nicht außer der Stadt, auch nicht am Ende, sondern im Mittelpunkte derselben. Das in den Straßen strömende Blut

gerinnt unter euren Füßen und färbt eure Schuhe. Im Vorbeigehen erschrekt euch plötzlich ein klägliches Gebrülle. Ein junger Stier ist zu Boden geworfen, und sein gehörntes Haupt mit Stricken gegen die Erde gezogen. Eine schwere Keule zerschmettert seine Hirnschale, und ein langes Messer stößt ihm die tiefe Wunde in den Schlund. Sein rauchendes Blut strömt in dicken Wellen, und mit ihm sein Leben dahin. Aber sein erbärmliches Aechzen, seine zitternden, sich in schreklichen Convulsionen verdrehenden Muskeln, sein Widerstreben, sein Gebrülle, seine leztre Anstrengung, um dem unvermeidlichen Tode zu entfliehen — alles verkündigt seine innere Angst und das Leiden des Todeskampfs. Seht sein Herz, das offen vor euch da liegt, wie es schlägt, seine matten, sterbenden Augen! O, wer kann sie betrachten, wer die eindringenden Seufzer dieses dem Menschen aufgeopferten Geschöpfs anhören! Mit Blut besprüzte Hände wühlen in den dampfenden Eingeweiden herum. Der Blasebalg schwillt das getödtete Thier auf, und giebt ihm eine schrekliche Gestalt. Die mit dem Beile zertheilten Gliedmaßen desselben werden in kleinere Stücke zerhauen, und es wird nun Schild und Waare zugleich.

Zuweilen zerreißt der Ochs, vom Schlage betäubt und noch nicht zu Boden gestrekt, seine Stricke, und entflieht wüthend dem nahen Tode. Er entrennt seinem Henker, stößt gegen alle, die ihm im Wege stehn, als auf Werkzeuge und Mitschuldige seines Todes. Er breitet allenthalben Schrecken um sich, und alles flieht vor dem Thiere, das den Abend vorher mit folgsamen, langsamen Schritte zur Schlachtbank gekommen war. Es werden Frauen und Kinder verwundet, denen er aufstößt, und die Fleischer, die dem entronnenen Schlachtopfer nachlaufen, sind mit ihrem ungestümen Laufe eben so gefährlich, als das Thier, was vom Schmerz und Wuth zur Seite begleitet wird. Diese Fleischer sind Leute, deren ganze Gestalt etwas Wildes und Blutdürstiges an sich hat — nakte Arme, ein aufgeschwollener Hals, rothe Augen, besudelte Füße, und eine Schürze mit Blut gefärbt. Ein knotichter derber Stock bewafnet ihre schweren zu Schlägereyen immer fertigen Hände, nach welchen sie dürsten. Man bestrafet sie härter, als andere Professionen, um ihre Wildheit zu bändigen. Die Erfahrung beweiset es aber auch, daß man Ursache dazu hat. Das Blut, was sie vergießen, scheint ihre Augen und ihre Begierden anzuflammen.

Sie sind der Unzucht, bis zum Niedrigen und Wüthenden, ergeben. Es giebt bey den Fleischbänken, von denen ein immerwährender modernder Gestank emporsteigt, Straßen, in welchen die Huren am hellen Mittage an den Ecksteinen sitzen und sich mit ihrer Waare öffentlich feil bieten. Es sind keine anziehende Geschöpfe. Diese mit Schönpflästergen bepflanzte geschminkte Kreaturen, häßliche, anekelnde Gestalten, fleischigt und ungestaltet, haben einen wilderen Anblik, als der Anblik eines Ochsen ist. Und das sind die reizenden Schönheiten für dieses blutdürstige Geschlecht, was nach der Wollust in den Armen dieser Pasiphaes so lüstern ist!

Drei und vierzigstes Kapitel.

Verderbte Luft.

Die Luft wird tödtend, so bald sie nichts mehr zur Erhaltung der Gesundheit beiträgt. Aber eben die Gesundheit ist der Theil von Glükseligkeit, gegen welchen der Mensch am gleichgültigsten ist. Enge, dunkle Strassen, Häuser, welche mit ihrer übertriebenen Höhe dem freyen Durchzug der Luft im Wege stehen, Fleischbänke, Fischmärkte, Graben-

Kirchhöfe, alles dieses trägt dazu bey, daß die Atmosphere verderbt, mit unreinen Theilgen angefüllt, und die eingeschlossene Luft verdikt und für den Menschen zum Gifte wird.

Die zu hohen Häuser sind die Ursache, daß alle, welche die untersten Zimmer oder die erstern Stockwerke der Häuser bewohnen, noch wie in nächtlicher Finsterniß leben müssen, wenn die Sonne schon am höchsten steht.

Die auf den Brücken aufgebaute Häuser sind, außer ihrem elenden Anblik, ein ewiges Hinderniß, daß die freye Luft die Stadt nicht von einem Ende bis zum andern durchstreichen, und nicht mit den Ausdünstungen der Seine die ganze verdorbene Luft der Straßen an dem Gestade wegnehmen kann.

Will der Bürger an den Fest- und Sonntagen die reine ländliche Luft einathmen, so hat er kaum den Fuß aus dem Thore gesetzt, und die stinkenden Ausdünstungen aus den Kloaken und andern unreinen Oertern steigen ihm auch schon entgegen. Sie bedecken das ganze weite Feld auf eine halbe Meile um Paris. Die Spatziergänge sind mit denselben angefüllt, weil man so gar keine Sorge für die weitere Entfernung des Unraths trägt. Die schönen Boulevards duften davon, und verlieren damit ihren

Reitz. Da ist nicht die mindeste väterliche Vorsorge, um den Einwohner von Paris für seine täglichen Arbeiten und für seine Abgaben zu entschädigen!

Man weiß es, daß die Pflanzen die Atmosphere in einem Stande von Gesundheit erhalten, und sie so gar von der Fäulniß säubern können. Das eben die Ursache, warum die Alten ihre Tempel und öffentlichen Plätze mit großen Bäumen umpflanzten! Warum sie nicht nachahmen?

Fast in allen Kirchen empfindet man den modernden Geruch, daher die Abneigung so vieler Personen, die nicht einen Fuß in dieselbe setzen mögen! Die Wünsche der Bürger, die Befehle des Parlements, die wiederhohlten Klagen, alles ist fruchtlos geblieben. Die Gräberdünste vergiften die guten Christen noch immer, wie vorhin. Und doch behauptet man, daß man es vor Todtengeruch nehme, was doch eigentlich nur der Schimmel, oder Kellergeruch der ungeheuren Steinmasse in den Kirchen sey. Man hat es mir versichert, daß die Leichname sogleich in der Nacht nach ihrer Beerdigung nach den Kirchhöfen gebracht, und nicht ein einziger in den Gewölben der Kirche gelassen würde, wo er nicht ein gemauertes Grab er-

halten hätte. Ein selten zugestandner Vorzug!

Aber am Ende bleiben diese zwanzigtausend Leichname doch innerhalb der Stadt. Bedenkt man, daß man nun schon seit tausend Jahren auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder *) Todte beerdiget hat, daß man nichts davon erfährt, daß die Erde die armen Reste verzehret habe — so empört sich die Einbildungskraft, und stößet die Bilder wieder von sich, die sie bestürmen wollen.

Aber auch die Kirchhöfe bey Seite gesetzt, so darf man sich doch nicht wundern, wenn die Luft verdorben ist. Schon die Häuser an und vor sich haben einen Gestank zur immerwährenden Belästigung der Einwohner in sich. Jeder hat ein Werkzeug des Verderbens in seinem eignen Hause. Aus der Menge von heimlichen Gemächern dunsten stinkende Gerüche empor. Die nächtlichen Reinigungen verbreiten sich durch das ganze Quartier, und kosten mehreren Unglüklichen das Leben, deren traurige Lage man nach dem gefährlichen und ekelhaften Geschäfte, dessen sie sich unterziehen, abmessen kann.

*) Er ist nun eben verschlossen worden, und ich werde weiter unten davon reden.

Der Ablauf dieser oft übel angelegten Gemächer führt den Unrath in die benachbarten Brunnen. Der Becker, an dieses Brunnenwasser einmal gewohnt, bedient sich desselben nichts weniger. Die erstre tägliche Nahrung des Menschen ist also mit diesen stinkenden, tödtenden Partikeln getränkt.

Die Leute, die diese Gemächer rein halten sollen, schütten den aufgehäuften Unrath mit Anbruch des Tages, um ihn nicht außerhalb der Stadt tragen zu dürfen, in die Graben und Bäche. Dieser abscheuliche Schlamm schleicht sich längst der Straßen bis in die Seine, hängt sich an ihre Ufer, wo er dann des Morgens von den Domestiken mit dem Wasser, das der gefühllose Pariser trinken muß, in den Wassereymern wieder ausgeschöpft wird.

Eine noch unglaublichere Sache ist diese, daß die todten Körper, welche die jungen Wundärzte, um ihrer anatomischen Versuche willen, theils stehlen, theils kaufen, oft in Stücken zerhauen und in die heimlichen Gemächer geworfen werden. Findet man sie wieder, so schaudert dann und wann das Auge bey dem Anblick dieser anatomischen Trümmern, die den Gedanken von Menschenmord in die Seele führen müssen, mit Schrecken zurük. Auch dieses

Schrecken nicht in Anschlag gebracht, so wird das Geschäfte der Kloakenfeger nur desto fürchterlicher. Plötzliche Stickungen und Ohnmachten stürzen sie darnieder, oder tödten sie! Frevel also, noch beleidigender für die Lebendigen, als für die Todten! Herrliche Stadt! Was vor schauderhafte Schrecken sind in deinen Mauren verschlossen! Aber ich will das Auge meiner Leser nicht länger bey den erschreklichen Folgen einer zahlreichen Volksmenge festhalten.

Die schönen, neuen Versuche, welche über die Auflösung und Wiederzusammensetzung der Luft gemacht worden sind, bieten uns heilsame Hülfsmittel an, die dem ganzen Alterthum verborgen waren! Es kostet wenig, daß die Regierung diese gelehrten Entdeckungen — und sie versprechen uns noch mehrere — begünstige, und große Städte haben dann eine Geißel weniger in sich.

Es ist ohnmöglich, daß die Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit die Augen der Regierung so gar für die Wunderwirkung der Chymie verschließen sollten. Gerade diese Wissenschaft könnte, von ihren alten unnützen Lehrsätzen gereinigt, dem Leiden der Menschheit am Ende am sichersten entgegen arbeiten, und mit

Hülfsmitteln an die Hand gehen, über welche sich die Kunst oft selbst hintergangen hat.

Was ist doch wichtiger in der Welt, als die Gesundheit der Mitbürger? Die ganze Stärke unsrer künftigen Generationen — mithin auch des Staats — hängt sie nicht allein von dieser Vorsorge ab? Aber gerade die besten Anordnungen sind Zögerungen und Umwegen unterworfen, weil sich das Gute niemals so schnell und leicht in das Werk setzen läßt, als das Böse.

Eine Verordnung unter der Regierung Heinrichs des IV. nennt die Kloakenfeger die Meister Fi Fi! Ihre alte Weise zu fegen, ist von der Regierung untersagt, und der ganzen Zunft eine Methode vorgeschrieben worden, welche durch die Erfahrung bestätiget und von der Akademie der Wissenschaften genehmiget worden ist.

Diese Operation, die nur seit kurzem im Gebrauche ist, hat nicht die mindeste Unbequemlichkeit von der alten an sich. Man verdünnt die stickenden Dämpfe durch Hülfe des Feuers. Wirklich muß man einer so berühmten Gesellschaft Dank wissen, daß sie die Beschäftigung mit so einem Gegenstande nicht unter ihrer Würde hielt.

Die Versuche der Chymisten haben die unglüklichen Zufälle, welche durch die Reinigung der Kloaken, Brunnen und Wasserbehälter verursacht wurden, verringert. Man weiß es nun heut zu Tage, was so lange unbekannt blieb, — was nemlich diese stickenden Dämpfe seyn, und wie ihre gefährliche tödtende Kraft bekämpft werden könne. Die wohlthätigen Wirkungen der Chymie werden täglich zahlreicher, entdecken täglich neue Mittel, die im eigentlichsten Verstande für die Menschheit wichtig sind.

Die Regierung zieht jetzt diese nutzbaren Naturforscher mehr als jemals zu Rathe. Ihnen eigentlich ist man es schuldig, daß der alte Gebrauch, die Milch nur in kupfernen Geschirren nach Paris zum Verkaufe zu bringen, und die kupfernen Waagschaalen, deren sich die Salz- Tabak- und Fruchthändler zu bedienen gewohnt waren, verboten sind. Die kleinste Auflösung dieses Metalls ist tödtend, und richtet in der Oekonomie der Geschöpfe verborgene Verwüstungen an. Man mußte dieses nicht allein dem Volke bekannt machen, sondern es auch durch Gesetze dargegen verwahren.

Eben auch auf die Empfehlung der Chymiker hat die Polizey den Weinhändlern die bleyernen Comtoirs und Platten untersagt, die für

die geistigen Getränke, durch die mit dem immer fortgesetzten Aufguß erfolgte Auflösung des Bleyes, so schädlich waren. Der Wein, indem er sich über diese Platten ergoß, erhielt einen süßen Geschmak, und verwandelte sich damit in Gift. Der alte und gefährliche Mißbrauch ist endlich unterdrükt! So sage ich das Gute, wie das Böse, von unsrer Stadt.

Die Handthierung der Kloakenfeger ward nur erst durch das neue Edikt eine ehrliche Handthierung. Vorher war sie es nicht — und wer hätte das glauben sollen?

Ohnstreitig giebt es kein Gesetz, was die Menschen und selbst nicht die Missethäter dazu verurtheilen könnte, von Tag zu Tag in den Schlund dieser Kloaken herabzusteigen, die unreine Luft daselbst einzuathmen, und alle ihre Sinnen mit den widrigen, vergifteten Dünsten, die ihnen immer den Tod drohen, ihren Körper durchfressen und ausmergeln, und ihrem Gesicht die bleichgelbe Todesfarbe vor der Zeit aufdrücken, zu ersticken. Und doch — was selbst Grausamkeit und Zwang nicht bewirkt haben würden — bewirkte ein bisgen Geld ohne allem Zwang und Gewaltthätigkeit.

Aber die Polizey hat mit gerechtem Mitleiden auf die Unglüklichen herabgesehen, welche

täglich mit diesem tödtenden Gifte und dem Verderben der geistigen Getränke zu kämpfen gezwungen waren. Sie mußten ihre Sinne betäuben, um desto kühner den pestilenzialischen Dünsten zu trotzen, und eben dieser Aufwand von Brandtewein hielt sie nach allen ihren Arbeiten, die im Grunde mit nichts bezahlt werden konnten, doch immer in demselben Bedrucke von Armuth und Dürftigkeit.

Diese Opfer für die Menschheit gewannen nach allen ihren Verdiensten um diese nichts, als ein schmerzhaftes, frühzeitiges Alter. Die Polizey hat die undankbare Ungerechtigkeit der Menschen gemildert, und diesen beherzten Unglüklichen Hülfsmittel und Unterstützung für sich und ihre Familien gegeben. Sie finden nun, wenn sie erkranken, in den Hospitälern ihr Bette für sich; sie haben ihren Unterhalt, wenn es ihnen einmal an Arbeit fehlt, und können wenigstens ihre täglichen Bedürfnisse befriedigen.

Diese Aufmerksamkeit für eine Klasse von Menschen, die in den erniedrigendesten Stand herabgestoßen sind, von denen auch der geringste Bürger das Auge mit Verachtung abwendet, verdient hier das größeste Lob. Man sieht es, wie doch endlich auch auf die kleinsten Theile

der Staatsverwaltung Rükſicht genommen wird. Und iſt man am Ende nicht glüklich, daß man noch Leute hat, die ſich um ein paar Stücke Geldes willen einem ſo ekelhaften Geſchäfte aufopfern? Iſt man ihnen nicht, die Sache auch nur nach der bloßen Billigkeit genommen, einige Entſchädigung ſchuldig?

Vier und vierzigstes Kapitel.

Vieh-Gruben.

Auch das Abdecken der Pferde hat das Auge der Polizey auf ſich gezogen. Man nennt die Leute, welche die Pferde tödten, equarrisseurs, und das Abdecken und Zerhauen derſelben equarrissage. Und bogautiers heißen dann diejenigen, welche die Eingeweide der Thiere erhandeln, um Saiten für die Inſtrumente aus ihnen zuzubereiten, die ſich dann unter der kunſtvollen Hand unſerer Virtuoſen in harmoniſche empfindungsvolle Töne ergießen.

Das Abdecken der Pferde, deren Trümmern auf den umliegenden Aeckern zerſtreut liegen blieben, verbreitete einen noch ekelhafteren, unerträglicheren Geſtank, als die Kloaken, in der Gegend umher. Dieſer ſchauderhafte Anblik von getödteten und abgezogenen Pferden und

andern Thieren, von Häuten, Eingeweiden, Knochen und Fleisch, welches ganze Koppel Hunde aufsuchten und in ganzen Lappen wegschlepten, hat nun ein Ende. Man hat an vier Ecken, mehrere Meilen von der Stadt, eigne Viehgruben angelegt. So vergiftet diese Vermischung von animalischen Theilgen, welche die Fäulniß außerordentlich beförderte, nicht mehr die Vorstädte der Hauptstadt. Es ist eine wahre Angelegenheit für mich, daß ich dieses bekannt mache. Ich sehe, daß man sich mehr, als jemals, mit dem Gedanken, den Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, beschäftiget. Das giebt mir Muth, ein Gemälde zu vollenden, in welchem, wie in den Gemälden eines Rembrants, der Schatten herrschend seyn wird. Aber das ist nicht mein Fehler, sondern der Fehler des Gegenstandes.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Bestimmung von Angewohnheit.

Wenn man mich fragt, wie man in diesem schmutzigen Kerker aller Laster, aller Gebrechen, eines immer größer als das andre, in dem Sammelplatz einer von tausend verfaulten Ausdünstungen vergifteten Luft, mitten un-

ter Fleischbänken, Kirchhöfen, Hospitälern, Sümpfen, bey ganzen Flüssen von Urin und aufgethürmten Haufen von Menschenauswurf, mitten unter den Werkstätten der Färber, Loh- und Weißgerber: mitten unter dem unaufhörlichen Rauche der unglaublichen Menge Holzes und des Kohlendampfes; mitten unter so vielen arsenikalischen, schwefelichten, harzichten Theilgen, welche ohne Aufhören aus den Werkstätten der Kupfer- und Eisenschmiede aufsteigen, — wenn man mich fragt, wie man in diesem Abgrunde eingeschlossen leben könne, dessen schwere, stinkende Luft so dicke ist, daß man sie fühlt, und auf drei Meilen im Umfange in der Atmosphere empfindet — eine Luft, die gar nicht circuliren kann, sondern in dem Irrgarten von Häusern nur wie herumirrt; wie sich endlich der Mensch so gerne in diesen Kerker verschließt, da er hingegen die von ihm selbst gezähmten Thiere, so bald er ihnen nur die Freiheit wieder giebt, aus bloßem Instinkte schnell entfliehen und die Luft, das Grüne und das freye mit dem Dufte der Blumen balsamirte Feld aufsuchen siehet; — so antworte ich, daß bloße Gewohnheit den Pariser mit den feuchten Nebeln, den nachtheiligen Ausdünstungen und dem stinkenden Kothe vertraut macht.

Am Ende trösten ihn auch die Opern, Comödien, Bälle, Buhlschwestern und Schauspiele für den Verlust seiner Gesundheit. Alle die Liqueurs, die wir verschlucken, mögen sich immerhin verdicken, gerinnen und Verschleimungen machen — wenn wir nur den Vestris sehen können. Wir behalten immer noch Stärke und Kraft, so lange wir nicht mehr Raum, als den Raum zwischen den drey Schaubühnen, zu durchlaufen gewohnt sind.

Die Pariser sind gar nicht dafür, sich mit dem Himmel und seinen Schönheiten bekannt zu machen. Die Betrachtung des Himmels gehört für den Bauer; aber sie selbst? — sehen den Himmel ohne alle Bewunderung, ohne Dank, ohngefehr eben so gleichgültig an, wie den Bedienten, der sie nach Hause leuchtet.

Es ist ein Vorrecht des Ueberflusses, daß man nur Abends bey Lichte das Leben genießt. Man spielt bey Lichte, man versammelt sich bey Lichte. Alle reiche Leute sind wie mit der Sonne entzweyet. Der Tag ist nicht darzu gemacht, um ihre Vergnügungen zu erleuchten. Sein Licht ist nicht edel genug. Das ist ein Volk der Todten, das nur in eingeschlossenen Sälen und bey dem Scheine der Fackeln leben kann.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Ertrunkene. Kohlendampf.

Es gehöret viele Zeit dazu, um auch nur in die gemeinsten Theile der einfachsten Polizeyordnung zu dringen. Wer sollte es glauben, daß man noch kaum vor zwanzig Jahren einen aufgefundenen Ertrunkenen, an statt sogleich die wirksamsten Hülfsmittel für die Rettung seines Lebens zu versuchen, so lange mit dem halben Theile seines Körpers im Wasser liegen ließ, bis der Centrichter ein Protokoll über den Vorfall geführt hatte? Kein Mensch rührte den Körper an, ehe und bevor dieses nicht geschehen war, oder die Wache stieß ihn mit Ungestüm zurük. Es war Unwissenheit, daß man den Ertrunkenen in der Absicht, das Wasser aus ihm herauszustürzen, mit den Füssen aufhieng. Keiner entgieng auf die Art dem Tode.

Am Ende hat man es eingesehen, daß es weit rathsamer sey, einen Wundarzt, als einen Richter herbeizurufen. Man hat die erstre menschliche Veranstaltung zum Besten der ertrunkenen Personen dem Stadtmagistrat zu verdanken. Diese lenkte die Aufmerksamkeit der Polizey auch auf andre Unglükliche hin. So vervollkommen

sich die verschiedenen Zweige der öffentlichen Staatsverwaltung nur durch das Beispiel. Man hat verschiedene Methoden angewandt, welche mit mehrerem oder wenigerem Erfolg eine Menge Mitbürger den Klauen des Todes entrissen, und sie durch diese weise obgleich langsam wirkende Vorsorge ihren Familien wieder gegeben haben. Clystiere von Rauch, das Reiben des Körpers und das Einblasen des Athems, sind die hauptsächlichsten Rettungsmittel, ohne deren Anwendung ertrunkene Personen zuverlässig verloren sind. Dabey gebraucht man den Kampferspiritus, ohngefehr in der Dosis eines kleinen Löffels, und das flüchtige Alkali, als ein reitzbares Mittel. Dieses letztre wird mit einem Stükgen Papier in die Nase gerieben. Von hundert und acht und dreißig zu Paris ertrunkenen Personen haben zwei und neunzig dieser neuen Verordnung ihr Leben zu danken, welche die einfältigste, grausamste Gewohnheit verdrängt hat. Dieses ganz neue Datum ist ein Beweis, daß man sich nur erst seit kurzer Zeit mit der Erhaltung der Bürger beschäftige. Endlich haben wir doch über unsre Gleichgültigkeit erröthen können!

Alle, die vor dieser Epoque in das Wasser stürzten, verloren ihr Leben ohnvermeidlich, und

elende gerichtliche Proceduren verhinderten ihre Rettung. Man bewilligte keinem Matrosen das Geringste, der einen Ertrunkenen rettete, und belohnte hingegen — unerhörter Widerspruch — den Mann, der einen Cadaver wegbrachte. Eben daher kam die grausame Langsamkeit der Schiffer, um dem gänzlichen Untergange eines solchen unglüklichen Menschen zuvorzukommen! Ich habe vor beinahe eilf Jahren in meinem An deux mille quatre cent quarante, als einer der erstern, laut gegen diesen Mißbrauch gesprochen, und es mit innigem Vergnügen gesehen, daß meine öffentlichen Klagen so gut verstanden wurden.

Heut zu Tage trägt die Polizey die Unkosten für die Rettung der Ertrunkenen, und ertheilt Belohnungen an diejenigen, welche mittel- oder unmittelbarer Weise etwas zur neuen Fortdauer ihres Lebens beigetragen haben. Ich wiederhohle es nochmals! Gott, was vor Zeit wird erfordert, um ein Volk zu den einfachsten Begriffen der Vernunft und der Menschheit zurükzuführen!

Der Kohlendampf erzeugt noch, besonders in den Vorstädten, die traurigsten Zufälle. Ausser dem herben, immer aufs neue aufkeimenden Kummer, welcher der äußersten Dürftigkeit im-

merwährend zur Seite steht, ist so ein Zufall für die unglüklichen Leute, die nicht so viel Geld haben, um Holz kaufen zu können, was alltägliches. Man muß es wissen, daß ein zahlreicher Theil nur in Kammern oder finstern abgelegenen Winkeln wohnt, in welchen keine Kamine sind. Das sind eben die Leute, von welchen ich in meinem erstern Kapitel unter der Aufschrift „Uebersicht des Ganzen" sagte: daß man in Paris Lappen fånde, die wie die Pflanzen in engen Hütten aufwachsen. Diese Unglüklichen sind gezwungen, bey der schaudernden Kålte des Winters, das Feuer in der Mitte ihrer Stuben zu machen. Das Dach ist nicht, wie bey den Wilden, durchbrochen. Da begegnet es oft, daß sie und ihre Kinder, ehe sie sich es vermuthen, vom Kohlendampfe erstikt werden. Kein Mensch ist gegen diese unvermuthete Todesart sicher. Die Nachbarschaft des Armen wird hier oft der Tod des Reichen. Man könnte sagen, daß sich einer an dem andern råche.

Ein geschickter Arzt hat den Gedanken, daß in diesem Falle der zu verschwendrische Gebrauch des flüchtigen Alkali gefåhrlich, und bey dieser Art von Erstickung ein Uebermaas von Wärme im Kopfe sey; daß also diesen Theil des Kör-

pers noch mehr zu reitzen, und einen noch grössern Grad von Wärme dahinzuziehen, tödtlich werden könne. Er schlägt also ein oft wiederhohltes Reiben an den Fußsohlen vor. Wirklich hat er durch dieses Mittel mehreren Erstikten das Leben wieder gegeben.

Sollte es denn nicht möglich seyn, dem Torfe eine solche Zubereitung zu geben, die ihn seiner tödtenden Substanztheile beraubte? In der That arbeitet man daran, und ich zweifle nicht, daß die Regierung alle Sorge tragen wird, die Erfahrungen darüber auf was Gewisses zu bringen.

Warum könnte man nicht für jeden Menschen, der in dringender Gefahr einem Mitbürger das Leben gerettet hätte, eine Medaille aussetzen? Allemal würde er zuverlässig die größeste Belohnung in seinem eignen Herzen finden; aber damit wird doch das Vaterland von seiner Schuld nicht losgesprochen. Es bleibt ihm ein Denkmal seiner Dankbarkeit schuldig, daß er eines seiner Kinder dem Tode entrissen hat.

Vor diesen Beobachtungen über die Erstikten, vor der Entdeckung der heilenden Mittel — ich sage es nur mit Schrecken — wurde der größte Theil der Erstikten im Grunde leben-

dig begraben. Wie bedarf nicht der Mensch der Wissenschaft, weil sie allein zu unsern Zeiten die Kloaken- und Brunnenfeger, die Todtengräber, 'die Maurer, wenn sie die Grundsteine eines Hauses aufgraben müssen, und endlich alle die Menschen, die durch ihr Gewerbe so nützlich sind, denen im Grunde die menschliche Gesellschaft so vieles schuldig ist, von dieser erschreklichen Todesgefahr rettet.

War die gänzliche Gleichgültigkeit über ihr Schicksal nicht ein politisches Verbrechen im wahren Verstande? Man weiß es nun, daß man einen Erstikten nicht zur Ader lassen darf, daß kaltes Wasser ins Gesicht gegossen und einige Löffel Weinessig eingegeben, das Leben wieder giebt. Man weiß es, daß eine heiße Kohlenpfanne einen vergifteten Ort wieder reinige; daß eine an dem Ofen angebrachte Röhre die stickende Luft abführe, und daß man mit einigen Schaufeln ungelöschten Kalks einen tödtlichen Graben reinigen könne.

Die väterliche Vorsorge der Regierung geht so weit, daß sie einen Catechismus für den Unterricht des gemeinen Mannes über diesen Gegenstand bekannt gemacht hat. Das Volk wird es nun wissen, daß diese anscheinende Todte nicht wirklich todt sind: wird es wissen, wie

man Ertrunkene und Erstikte wieder zum Leben bringen könne, und es wird sich mit den Mitteln bekannt machen, deren einfache Natur schon allein für den sichern Erfolg Bürge ist.

Der Polizeylieutenant, Herr Le Noir, ist es eigentlich, der diesen unterrichtenden Katechismus, ganz nach der Fassungskraft des gemeinen Mannes, aufsetzen und ihn an die Stadt- und Dorfprediger austheilen ließ, damit diese die Methode, den häufigen und schreklichen Folgen des Mephitisme — ein neues Wort, welches die vergiftete Luft ausdrücken soll — entgegen zu arbeiten, weiter bekannt machen sollten. Die Prediger werden es nicht unter ihrer Würde halten, dem Landmanne diese wichtige Aufklärung mitzutheilen. Denn ist die Ausübung der Werke der Liebe und Barmherzigkeit das erstre Gesetz der Religion, so ist es ihr Triumph, wenn man für die Erhaltung des Menschen selbst Sorge trägt. Und warum sollten nicht so leichte Mittel, die der Gesellschaft einen guten Hausvater wieder geben können, zunächst nach dem Unterrichte in den evangelischen Wahrheiten gelehrt werden? Was kann ehrwürdiger für einen Prediger seyn, als die Wohlfarth des Körpers mit der Wohlfarth der Seele zu vereinigen?

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Ausgepuzte Zimmer.

Ein Bojar nimmt ein Dachzimmer auf dem Palais Royal, und ein Moskovite miethet sich in eine verfallene Kammer ein, und beide um einen übertriebenen Preiß. Ein Staroste und ein Helvetier theilen dasselbige Zimmer mit einander.

Mehrentheils sind die ausgepuzten Zimmer unrein. Es schlägt den Reisenden nichts so sehr darnieder, als der Anblik schmutziger Betten, schadhafter, jedem Zugwinde offener Fenster, halbverfaulter Tapeten und einer unflätigen staubigten Treppe. Im ganzen genommen, lebt aber der Pariser im Schmutze. Man hat noch lange nicht genug auf die Bedürfnisse der Reisenden gedacht, und doch — wer reiset nicht? Ein Engländer, ein Holländer, an dem Genuß der gefallendesten Reinlichkeit gewohnt, finden ein Bette, das von marternden Thiergen wimmelt, und ein Zimmer, in welches alle Winde von allen Seiten eindringen können. Sie verlassen, so bald als möglich, eine Stadt, in welcher alle Sinne auf das empfindlichste angegriffen werden, und tragen al-

so das Geld weiter, was sie hier gelassen haben würden.

Schön ausgeputzte Zimmer sind ein Schutzort gegen die Gläubiger. Wer nur nicht Wechselbriefe ausgestellt hat, die sogleich mit Gefängniß drohen, und wer nicht Kaufmann ist, der hält damit den Sturm der Gerichtsdiener zurük. Er geht ohne aller Gefahr aus seinem schönen Zimmer heraus — etwa auf eine Promenade — und trägt, wie Bias, alle seine Reichthümer mit sich hinweg.

Man zahlt keine persönliche Kopfsteuer in den schön meublirten Zimmern; aber der Hauswirth bezahlt sie, und läßt sie sich also wieder bezahlen. Er muß seinen Namen bey der Polizey angeben, und diese weiß es dann schon, was sie damit machen soll.

Die Aufhebung der Privatpersonen geht in schön geputzten Zimmern viel leichter von statten, als anderswo, weil da niemand sein Auge so genau darauf hat. Wird jemand auf Befehl der Regierung gefangen genommen, so schreyt der Gerichtsdiener allen zu, daß es ein Dieb sey. Man glaubt es auch, weil er keine eigne Wohnung gehabt hat. Man spricht des Abends nicht einmal mehr davon, und sein Andenken ist auf ewig vergraben.

Es sind Jahre gewesen, in welchen man auf hunderttausend Fremde, und alle in schön meublirten Zimmern, in Paris gezählet hat: diese Anzahl ist beträchtlich verringert worden. Der Preiß dieser Zimmer ist sehr ungleich. Man kann eine Wohnung von vier Zimmern um Luxenburg haben, welche sechsmal mehr in der Gegend des Palais Royal kosten.

Eben diese elende Kreaturen, die euch beym Ausgang aus dem Schauspielhause auf öffentlicher Straße antasten und euch bis in den Fluß verfolgen, wohnen in solchen Zimmern. Sie bezahlen noch einmal so viel, als ein andres ehrbares Weib bezahlt. Eben diese erhöhete Miethzinse drücken sie nieder. Sie können nicht anders, als durch einen glüklichen und seltenen Zufall, aus der traurigen Lage herausgerissen werden, in welche sie verwickelt sind.

Es ist eigentlich verboten, öffentliche Huren zur Miethe einzunehmen. Und ohne ihnen würde doch die Hälfte von Zimmern offen bleiben. Die Perükenmacher und Weinhändler sind vorzugsweise die Eigenthümer dieser schmutzigen Waare. Sie ziehen ganze Summen Geldes von ihnen, lassen sich zum voraus bezahlen, martern diese unglüklichen Geschöpfe, und sind noch ihre Spionen oben drein.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Fiakres.

Die erbärmlichen Thiere, die diese verfallenen Wagen schleppen, kommen aus dem Königl. Marstalle, und gehörten einem Prinzen vom Geblüte zu, der auf ihren Besitz wirklich stolz war.

Diese Pferde, noch vor ihrem Alter erniedrigt, laufen jetzt unter der Peitsche der grausamsten Tyrannen. Vorher ein edles Gespann — unbändig in ihrem Geschirr mit einer stolzen Equipage wie einer leichten Last hinter sich — und nun unglükliche Thiere, immer im Gange, vom Regen durchweicht und triefend vom schmutzigen Schweiße, abgemattet, und achtzehn Stunden des Tages unter der Last der Fuhren gemartert, die ihnen das Publikum auflegt.

Diese scheusliche Wagen, deren ganzes Fuhrwerk so schleppend ist, werden zuweilen der Schutzort eines jungen Mädgens, die auf einige Augenblicke den Augen ihrer Aufseher entwischt ist, und mit leichtem, unbemerkten Tritte davon eilt, um sich mit ihrem Liebhaber, ohne gesehen oder bemerkt zu werden, unterhalten zu wollen.

Nichts empört einen Ausländer, der die Karossen zu London, Amsterdam und Brüssel gesehen hat, so sehr, als diese Fiakres und ihre mit dem Tode kämpfenden Pferde.

Wenn die Fiakrekutscher noch nüchtern sind, so sind sie so ziemlich folgsam: des Mittags sind sie schon störriger, und des Abends ganz unbeugsam. Die häufigen Zänkereyen, die sie anfangen, werden vor besondern Richtern geschlichtet, die schon zum voraus für den Kutscher eingenommen sind. Je betrunkener diese Kerls sind, desto geschäftiger ist ihre Peitsche, und man wird nie besser gefahren, als wenn sie nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht.

Es war vor einigen Jahren, ich weiß nicht, welche Reform im Werke. Die Fiakres wurden unter sich einig, alle, an der Zahl beinahe auf achtzehnhundert, Wagen, Pferde und Leute nach Choisy zu gehen, wo sich damals der König aufhielt, um ihm eine Bittschrift zu übergeben. Der Hof war erstaunt, achtzehnhundert leere Fiakres zu sehen, welche die Ebne bis in die weite Ferne bedekten, und ihre unterthänigen Vorstellungen bis zu den Füßen des Throns bringen wollten. Man wurde sogar etwas unruhig darüber. Man schikte sie alle wieder fort, so wie sie gekommen waren,

die vier Repräsentanten des ganzen Corps wurden ins Gefängniß gesetzt, und der Wortführer mit seiner Bittschrift und Rede ins Biçetre geschikt.

Nichts ist so gewöhnlich, als daß die Hangriemen oder die Räder plötzlich zerbrechen. Man trägt eine zerquetschte Nase oder eine Wunde am Arme davon. Indessen wird man auch damit von der Bezahlung für das Fuhrwerk frey.

Die Fiakres dürfen nicht bis Versailles, auch nicht die Routen fahren, auf welchen Poststationen angelegt sind, wo sie nicht einen besondern Freyzettel gelöset haben. So bald sie aber außerhalb der Barriere sind, so werden sie, der gesetzten Taxe ohngeachtet, eure Gesetzgeber. Einige sind außerordentlich höflich, andre hingegen ungestüm und grob. Es ist weit rathsamer, sie mit etwas Geld zufrieden zu stellen, als Recht vor dem Richter zu fordern, oder es sich selbst zu nehmen. Dies ist auch im Grunde der Ausweg, den alle vernünftige Leute ergreifen.

Habt ihr etwas in dem Wagen liegen lassen, so dürft ihr es nur, da jeder Wagen numeriret ist, vor irgend einem Gerichte wieder fordern, und die Sache wird euch sicher wieder zugestellt.

Die Bequemlichkeit und öffentliche Sicherheit erforderten es allerdings, daß die Fiakres reinlicher, dauerhafter und besser mit Pferden versehen wären. Aber das sparsame theure Futter, eine Auflage von zwanzig Sous mit jedem Tage, um auf dem Pflaster hinrollen zu dürfen, stehen der nothwendigsten Reform im Wege.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Wasserträger.

Man kauft zu Paris das Wasser. Die öffentlichen Springbrunnen sind so selten und so schlecht unterhalten, daß man zum Flußwasser seine Zuflucht nehmen muß. Kein einziges Bürgerhaus ist genugsam mit Wasser versehen. Zwanzigtausend Wasserträger tragen vom Morgen bis an den Abend zwey volle Eymer von dem erstern bis in das siebente Stokwerk und oft noch höher hinauf. Die Fuhre Wasser kostet sechs Liards oder zwey Sous. Wenn der Kerl stark ist, so macht er den Gang ohngefehr dreißigmal des Tages.

Ist der Fluß trübe, so trinkt man auch trübes Wasser. Man weiß es freilich nicht, was man hinterschlukt, aber man trinkt immer fort.

Das Wasser der Seine führt ab, so bald man nicht daran gewöhnet ist. Die Ausländer müssen fast durchaus eine kleine Diarrhee aushalten. Aber sie können ihr zuvorkommen, wenn sie nur einen Löffel guten weißen Weinessigs in jedes Maas Wasser zu thun die Vorsicht haben wollen.

Man hat unter der erniedrigenden, arbeitsamen Gestalt eines Wasserträgers, einen Mann, der aus Noth gedrungen, so gar das todte Ordenszeichen, mit welchem das Vaterland seine Dienste belohnt hatte, ablegen mußte, das Brod und den Unterhalt seiner Tage mit diesem rohen, niedrigen Gewerbe verdienen gesehen. Er starb vor einigen Jahren vor Kälte und Elend, unter den ungeschliffenen Mitbrüdern seines täglichen Gewerbes, unerkannt von denen, mit welchen ihn die äußerste Dürftigkeit gleich gesetzt, und nachdem er vorher dem Prediger, der seine letztern Seufzer auffaßte, sein Geheimniß anvertraut hatte. Man sehe den Babillard Th. I. p. 75.

Funfzigstes Kapitel.

Die neue Brücke.

Die neue Brücke ist für Paris gerade das, was das Herz für den Körper des Men-

schen ist — der Mittelpunkt der Bewegung und des Kreislaufes. Die Ebbe und Fluth der Einwohner und Fremden ist in dieser Gegend so stark, daß es nichts weiter bedarf, um jeder Person, die man immer suchen mag, aufzustossen, als nur eine Stunde des Tages auf dieser Brücke spatzieren zu gehen.

Die Spionen der Polizey pflanzen sich an diese Brücke hin. Sehen sie nach einigen Tagen ihren Mann nicht, so bleiben sie dabey, daß er gar nicht mehr in Paris sey. Die Aussicht ist von der Königsbrücke schöner; aber auffallender von der neuen. Da bewundern sowohl Pariser als Ausländer die Statüe Heinrichs des IV. zu Pferde, und alle nehmen ihn einstimmig als das Muster von Güte und Herablassung an.

Ein Bettler verfolgte an einem Festtage einen Mann immer längst den Fußgängen hinab, und erbettelte um des heiligen Peters, um Josephs, um der Jungfrau Marie und ihres lieben Sohns, um Gottes willen ein Almosen. Endlich kam er bis zur Statüe Heinrichs des IV. Ach, um Heinrichs des IV. willen! schrie er; Um Heinrichs des IV. willen? Da, nimm! und er gab ihm einen Louisd'or.

Ein Mann, der Gypsabdrücke zu verkaufen

hatte, trug ihrer zweye herum; die eine vor und die andre hinter sich. Es waren die Abdrücke Heinrichs des IV. und Ludwigs des XIV. Was kostet die erstre? — Sechs Franken, mein Herr! — Und die andre? verkauft ihr sie auch? Ich trenne sie nicht, mein Herr! denn ohne Heinrichen werde ich Ludwigen nicht los.

Man glaubt in der Provinz, daß man des Nachts nicht ohne Gefahr des Lebens über die neue Brücke gehen könne. Man spricht von den Spitzbubenstreichen des Cartouche, als wenn er noch lebte. Und wirklich ist dieses die sicherste Straße in Paris.

Gaston von Orleans, der Bruder Ludwigs des XIII. ergötzte sich damit, daß er Mäntel auf dieser Brücke heimlich wegnehmen ließ, und man spricht noch davon.

Am Fuße der Brücke halten sich die listigen Werber auf, welche man nur Seelenverkäufer zu nennen pflegt. Sie werben Mannschaft für die Obristen, die sie dann wieder an den König verkaufen. Ehedem hatten sie ihre heimlichen Oerter, wo sie die jungen Leute, die sie entweder mit Gewalt oder durch Kunstgriffe in ihre Hände bekommen hatten, so lange schlugen und marterten, bis sie das Jawort von ihnen erpreßt hatten. Man hat diesen abscheu-

lichen Mißbrauch endlich abgeschaft; aber man verstattet ihnen dagegen Betrügereyen und Ränke, um das Gesindel anzuwerben. Sie gebrauchen alle Gattungen von Mitteln. Sie unterhalten lüderliche Mädchens, durch deren Reize sie junge Leute verführen, die einen Hang zur Ausschweifung haben; sie haben Wirthshäuser, in welchen sie wieder andern zutrinken, die dem Weine nachgehen; und dann hängen sie am Abend der Fast- und des heiligen Martinstages lange Stangen voll wälscher Hähne, Hühnern, Wachteln und junger Hasen heraus, um damit endlich diejenigen zu locken, für welche die andern Schwelgereyen keine Lockspeise sind.

Die armen Einfaltspinsel, welche da die Samaritaine und ihre Wasserkunst angaffen, und vielleicht in ihrem ganzen Leben keine gute Mahlzeit gethan haben, gerathen in die Versuchung, sie hier mitzunehmen, und verkaufen ihre Freiheit gegen einen einzigen frölichen Tag. Man läßt einen Sack voll Thaler in ihre Ohren schallen, und schreyt: wer will, wer will! Auf die Art kommt man denn am Ende zum Zweck, eine Armee von Helden zu ergänzen, welche der Ruhm des Staats und des Monarchen seyn sollen. Diese Helden ko-

sten am Fuße der neuen Brücke dreißig baare Livres. Sind es schöne Leute, so giebt man ihnen etwas mehr. Die Söhne der Künstler denken ihre Eltern damit zu betrüben, wenn sie sich hier anwerben lassen. Zuweilen kaufen sie die Eltern wieder los, und bezahlen den Mann mit hundert Thalern, der nur zehn gekostet hat. Der Gewinnst fällt dann dem Obersten und den Werbeofficieren zu.

Diese Werber gehen mit dem Kopfe in der Höhe und dem Degen über der Hüfte, rufen die jungen Leute im Vorbeigehen ganz laut bey ihren Namen, klopfen ihnen auf die Achsel, nehmen sie unter die Arme, laden sie zu sich, und das alles mit einer Stimme, welche sie so anlockend und verführend, als möglich, zu machen suchen. Der junge Mensch sträubt sich mit niedergeschlagenem Auge, mit Röthe im Gesicht und einer Art von Furcht und Beschämung in jeder Miene. Das eben erregt Aufmerksamkeit, wenn man zum erstenmale Zuschauer von diesem sonderbaren Spiele ist.

Sie haben ihre Niederlage in den umliegenden Gegenden, mit einer gemalten fliegenden Fahne am Hause, die zum Schilde dient. Da geben alle die ihre Namen an, die sich freiwil-

lig anwerben lassen. Einer von diesen Werbern hatte den Vers des Voltaire:

„Der erstre König war ein glüklicher Soldat,"
aber ohne die Kraft oder die Folgerung desselben zu fühlen, unter seine Fahne geschrieben. Ich sah diesen Vers sechs Wochen hinter einander; endlich verschwand er, ohne daß er vielleicht einen einzigen zum Soldatenstande gelokt hatte.

Der große Thomas, das Haupt aller Marktschreyer, hatte ehedem seine Bude auf dieser Brücke aufgeschlagen. Hier sein getreu entworfenes Bild zur Befriedigung aller, die ihn nicht kannten!

Er war schon von weitem durch seine riesenmäßige Figur und den weiten Umfang seiner Kleidungen kenntlich. Auf einem stählernen Wagen erhöhet, prangte sein erhabenes, mit einem weitleuchtenden Federbusche geputztes Haupt eben so weit, als das Haupt Heinrichs des IV. zu Pferde, hervor. Seine männliche Stimme erscholl bis an beide Enden der Brücke, bis an die beiden Ufer der Seine hin. Das Zutrauen des Volks umgab ihn von allen Seiten, und die Zahnschmerzen schienen zu seinen Füßen ihre peinigende Gewalt zu verlieren. Die sich täglich zudrängende Menge sei-

ner Bewunderer, gleich einem Strome, der bey allem Ablaufe doch immer gleich angeschwollen bleibt, ermüdete nicht, ihn anzustaunen. Sie flehten ohne Aufhören mit aufgehobenen Händen um Hülfe. Man sah längst den Fußtritten die Aerzte betreten und neidisch über seinen Erfolg davon eilen. Und — um endlich den letztern Zug zum Lobe dieses großen Mannes zu zeichnen — er starb, ohne daß er sein eignes Talent erkannt hatte.

Ein Engländer — wenigstens sagt man es — wagte vor fünf Jahren eine Wette, daß er zwey Stunden hinter einander die Brücke auf und ab spatzieren, dem Volke ganz neu zu sechs Livres geschlagene Thaler für achtzig Sous anbieten, und doch nicht einmal einen Beutel mit zwölfhundert Thaler, den er unter seinem Arm trug, erschöpfen wollte. Er fieng seinen Spatziergang wirklich an, und schrie laut: Wer ganz neue zu sechs Franks geschlagene Thaler haben will? ich gebe sie für diesen Preis! Mehrere Vorbeigehende rührten an, befaßten die Thaler, giengen ihren Weg weiter, und zukten mit den Worten, sie sind falsch, wirklich falsch, die Achseln. Andre, die eben so, wie die erstern, über die neue Betrügerey seufzten, gaben sich nicht einmal die Mühe, sich aufzuhal-

ten, oder hinzusehen. Endlich bat sich eine gemeine Frau mit Lächeln dreye aus, untersuchte sie lange Zeit, und sagte endlich den Zuschauern: ich wage aus Neugierde drey Stücke von achtzig Sous. Der Mann mit dem Beutel verkaufte während der ganzen Promenade von zwey Stunden nicht mehr, als diese drey Stücke. Er gewann also die Wette reichlich gegen seinen Gegner, der die Denkungsart des Volkes entweder weniger studiert hatte, oder weniger kannte, als er.

Die Fußgänge auf der neuen Bücke nutzen sich sichtbar in der Mitte und in wenigen Jahren unter den Füßen der unzählbaren Fußgänger ab. Sie werden glatt, und man ist genöthigt, sie wieder ausbessern zu lassen.

Ohngefehr in der Mitte der Brücke sind die Orange- und Citronenbuden, ein angenehmer Anblik für das Auge. Denn diese Frucht ist eben so gesund, als sie schön ist.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Königs-Brücke.

Man hat auf der Königsbrücke den schönsten Anblik der Stadt vor sich. Da sieht man von der einen Seite das Parlamentsge-

bäude, die Thuilerien und das Louvre, und von der andern den Pallast Bourbon und eine lange Reihe der herrlichsten Hotels. Die beiden Gestade der Insel des Pallastes, und die beiden Ufer der Seine geben der Aussicht noch mehrere Reitze.

Der Gang über die Brücke von Neuilly erfüllt den Reisenden mit immer mehr Bewunderung, je weiter er nach der Seite von Chaillot vorrükt. Da hat sein staunendes Auge den prächtigen Platz Ludwigs des XIV. den Garten und Pallast der Thuilerien vor sich.

Würde man den schon so oft in Vorschlag gebrachten Plan zur Wirklichkeit bringen, die Brücke des heiligen Michaels, die Wechselbrücke, die Brücke unsrer Frauen und die Brücke der heiligen Marie von den altgothischen Gebäuden, die sie verunstalten, auf beiden Seiten zu befreyen, so würde das Auge die Wonne genießen, sich bis an beide Endpunkte der Stadt mit seinem Blicke verlieren zu können.

Was vor ein beleidigender Kontrast zwischen dem herrlichen rechten Ufer des Flusses und dann wieder dem linken, welches gar nicht gepflastert und immerwährend mit Koth und Schmutz angehäuft ist. Nichts als Lagerstätten und vom Auswurf des Volks bewohnte zer-

brechliche Hütten auf dieser Seite! Und was noch auffallender wird, — so schließt sich an dieses ekelhafte Gehänge von Hütten auf der einen Seite der Pallast Bourbon, und auf der andern das schöne Gestade der Theatiner an.

Die Galiote von St. Cloud seegelt gewöhnlich von der Königsbrücke aus ab. Der gemäßigte Preiß zieht an Sonn- und Festtagen eine Menge Pariser dahin. Die Ab- und Anfahrt derselben giebt keinen hohen Begriff von den Schiffertalenten der Matrosen auf der Seine; sie seegeln mit Ungeschiklichkeit ab, und landen wieder mit Ungeschiklichkeit an. Andre Pariser, wenn sie für die Galiote zu späte kommen, werfen sich blindlings in eigne kleine Fahrzeuge, und denken in diesen gebrechlichen Boten gar nicht daran, daß sie der seichtere Strom der Seine eben so, wie der Abgrund des Oceans, verschlingen könne.

Selbst Leute, die an Seereisen gewöhnt sind, zittern bey dem Anblik einer so gefährlichen Einschiffung.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Reizender Anblik.

Noch ein überaus reizender Anblik ist der Anblik des Gartens der Thuilerien, odo

vielmehr der Eliseischen Felder, an einem schönen Frühlingstage. Die beiden Reihen niedlicher Frauen, welche, eine an die andre angeschlossen, auf einer langen Reihe von Stühlen längst der großen Allee hinsitzen, und jedem frechen Blicke mit gleich frechem Blicke begegnen, gleichen einem durch viele Farben in die Augen fallenden Luststücke. Die Mannichfaltigkeit der Physiognomien und der Kleidung, ihre Freude, zu sehen und gesehen zu werden, ihre Versuche zu erobern, wenn die Begierde nach geheimen Umarmungen in jeder Miene sichtbar ist — das alles trägt etwas zu dem reichhaltigen Gemälde bey, was für jeden so anziehend ist, und tausend Ideen über den Einfluß der Moden auf die Schönheit, über die Kunstgriffe und Coquetterie der Frauen, und über den ihnen eignen Hang zu gefallen, der aber sie und uns glüklich macht, erwecken muß.

Die mit einem Wulst von Küssen ausgefüllten Lenden unsrer Mütter, ihre mit Falbalas verbrämten Stoffe, ihre lächerlichen Bandschleifen auf der Schulter, der weite Umfang ihrer Reifröcke, diese Menge von Schönpflästergen, die manchmal wie wahre Pflaster so groß da lagen — das alles ist, die unbegrenzte Höhe ihres Kopfputzes ausgenommen, verschwunden.

Bey allem Lächerlichen erhielt sich diese Gewohnheit bis jetzt; aber doch ist die Thorheit durch Geschmack und Anmuth in dem Baue dieses niedlichen Gebäudes auf dem Kopfe gemildert worden. Alles gegeneinander gehalten, so ist wirklich die heutige Kleidung dem weiblichen Körper angemessener, als noch je eine gewesen ist. Leichtigkeit, Anstand, Schönheit und Anmuth — das alles ist bis zur Bewunderung in ihrem Putze vereinigt. Man kann sich weit öfterer eine Robe von unserm leichten Stoffe anschaffen, als eine Robe, die von Gold und Silber starrte. Ihre Farbenmischung streitet, so zu sagen, mit der Farbenmischung der Blumen der verschiedenen Jahrszeiten um die Wette. Die Künstlerhand unsrer Modehändler allein brachte Veränderungen bis zur bewunderungswürdigsten Mannichfaltigkeit in dem Flor, in der Leinwand, und in den Bändern an. — Könnten unsre Frauen die beleidigende — und oft leider im Ueberfluß verschwendete Schminke aufopfern, so hätten sie den ganzen bösen Geschmak unsrer Mütter zu Grabe getragen, und genössen itzt alle die Vorzüge, die ihnen die Natur in so reichem Maaße mitgetheilt hat. Sie haben keine Diamanten, keinen Putz — den Prunk des Luxus und Ue-

berflusses — nöthig. Die Diamanten zertheilen nur die Aufmerksamkeit, ein Opfer, was ihrer wirklichen Schönheit allein zugehört, und der gefallendeste Reiz der Schöne — ist, wenn sie es selbst nicht weiß, daß sie schön ist.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Die Boulevards.

Die Boulevards machen einen sich weit erstreckenden, herrlichen, bequemen Spaziergang aus, der so zu sagen die Stadt in seiner Mitte hat. Er ist allen Ständen offen, und unendlich reich an alle dem, was ihn angenehm und ergötzend machen kann. Man spazieret da zu Fuß, man reitet und fährt. Man kann die Boulevards allem, was Paris nur von wirklich Schönem in sich faßt, an die Seite setzen.

Der mittägliche Theil der Boulevards wird am wenigsten besucht, und doch ist dieser der gesundeste. Man kann nicht anders als ihn bewundern. Er ist mit vier Reihen Bäumen bepflanzt, und hat eine Chaussée von Kiesel- oder Pflastersteinen von achtzig Fuß in der Breite und sechstausend und drei und achtzig Toisen in der Länge. So herrlich angelegte, weit

ausgedehnte und nützliche Werke trift man nur in einer so großen und volkreichen Hauptstadt an. Diese Art von Einfassung ist bewundrungswürdig — Aber ach! sie schließt arme, ungestalte, erbärmliche Gegenstände in sich ein.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Unsre Großmütter.

Unsre Großmütter waren nicht so gut gekleidet, als unsre Frauen: aber sie bemerkten auch mit einem Blicke alle das, was das Beste der Familie interessiren konnte! Sie waren nicht so zerstreut, nicht so immerwährend außer dem Hause. Mit der häuslichen Herrschaft zufrieden, sahen sie alle Theile dieser Regierung vor gleichwichtig an. Diese allein machte die Quelle ihrer Vergnügungen, und die Grundlage ihres Ruhmes aus. Sie unterhielten Ordnung und Eintracht in ihrem kleinen Reiche, und hielten das Glük in ihrem Hause fest, da es itzt ihre betrogenen Töchter in dem Geräusche der Welt umsonst aufsuchen. Auch die kleinsten Theile des Tisches, der Wohnung und der Kleidung machten einen Gegenstand ihrer Beschäftigung aus. Gute Wirthschaft erhielt die reichsten Häuser, die itzt ih-

rem Sturze nahe sind. Die Frau schien mit gleicher Anstrengung, wie der arbeitsame Mann, ihre Pflicht zu thun, indem sie alle die unzählbaren kleinen Sorgen, welche das Innere des Hauses angiengen, über sich nahm. Ihre frühe gebildeten Töchter trugen das ihrige dazu bey, daß die sanften ruhigen Freuden des Privatlebens in den Häusern herrschten. Und der Mann, der nun heirathen wollte, stand nicht lange in der Besorgniß, ob er auch diejenige wählen würde, welche, als ein Ebenbild ihrer Mutter, das Geschlecht der sorgsamen, fleißigen Hausfrauen fortpflanzen sollte.

Wie weit sind wir von dieser einfachen, anziehenden Geschäftigkeit entfernt! Eine regelmäßige, einförmige Lebensart würde die Folter unsrer Frauen seyn. Ewige Zerstreuung, Verbindungen bis ins Unendliche, und aller Prunk von Aussenschein und von Eitelkeit, das ist ihre Sache! Und bey alle ihrem Rennen bleiben sie doch immer misvergnügt, weil sie schlechterdings da seyn wollen, wo sie die Natur gar nicht haben will. So lange eine Frau die Herrschaft in ihrem eignen Hause aufgeopfert hat, — wird sie auch nie eine andre wieder gewinnen können.

Eine andre Bemerkung! Die Domestiken

machten damals einen Theil der Familie aus. Man gieng mit wenigerer Höflichkeit, aber mit desto mehr Theilnehmung mit ihnen um. Sie sahen es, und wurden gefühlvoll und dankbar. Die Herren waren besser bedient, und konnten auf eine Treue Anspruch machen, die heut zu Tage was seltenes ist. Man hielt sie von Ausschweifung, und mithin auch von ihrem Unglük ab. Sie bewiesen Gehorsam, und der Herr ihnen dargegen Wohlwollen und Schutz. Heut zu Tage wechseln die Domestiken von Haus zu Haus, mit gänzlicher Gleichgültigkeit, sie mögen einen Herrn haben, welchen sie wollen, und ohne aller Veränderung im Gesicht, wenn sie ihren vorigen Herrn wieder sehen. Sie kommen nur zusammen, um sich einander die Geheimnisse mitzutheilen, die sie haben entdecken können — sie sind wahre Spionen. Man bezahle, kleide und nähre sie auch noch so gut, aber man verachte sie — und sie fühlen es, und werden unsre größesten Feinde. Ehedem waren sie arbeitsam, hart gegen sich selbst und sparsam; aber man schätzte sie auch, und der Domestike starb im Alter, an der Seite seines Herrn.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Großes Vermögen.

Es giebt Privatpersonen zu Paris, welche drey, fünf, sieben bis neunmal hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte haben, und drey bis vier derselben haben noch mehr. Ein Vermögen von hundert bis hundert und funfzigtausend Livres jährlichen Ertrags ist was Gewöhnliches.

Das Gold, sagte jemand, sucht gern auf einen Haufen zu kommen. Es geht immer wieder dahin, wo es schon gewesen ist, und je dicker es in einem Haufen beisammen liegt, desto leichter vervielfältigt es sich. Der erstre Thaler, sagte Rousseau, kostet mehr Mühe, als die letztre Million. Diese Wahrheit wird in der Hauptstadt sichtbar. Was thun alle die Reichen mit ihrem Golde? Was sie damit thun? Nichts Großes, nichts wirklich Nützliches! Ihre Musse wird die Ursache, daß sie ordentlich mit einer Art von Marter elende Stunden für sich aufsuchen, und sich selbst schwere und im Grunde nichtswürdige Geschäfte machen. Sie sind immer in Sorgen, um sich falsche Vergnügungen zu verschaffen, und zermartern sich ewig

damit, wie sie eine neue Parthie de Plaisir anordnen können.

Sie ernähren lieber Pferde, als Menschen. Sie verschwenden mit den Gegenständen des kindischen Luxus so viel, als zur Vervollkommung aller nützlichen Künste hinreichend seyn würde. Sie opfern nichts für physikalische Versuche, nichts für die erhabenen Wissenschaften auf, welche doch allein die wahre Größe und Würde ausmachen. Gehorchen sie einmal einer Grille, die das Vermögen zu Grunde richtet, so ist diese Grille noch dazu klein, verwerflich und übertrieben. Man spricht oft von ihren ungeheuren Reichthümern! aber man hat Mühe, von ihren Wohlthaten etwas zu sagen. Ich thue einen Blik um mich herum — Nicht ein einziges patriotisches Denkmal! Alles ist im Hause — und alles nur für das Dienstvolk da.

Unter diesen reichen Leuten wird derjenige vor leutselig, freigebig, dienstfertig, vor einen guten Freund gehalten, dessen erfindrischer Kopf täglich drey Stunden mit neuausgesonnenen Mitteln, sein Ländgen auszusaugen und sein eignes Elend zu verdoppeln, beschäftigt ist. Er spricht von Billigkeit, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit, und das Projekt, was er den an-

dern Morgen angeben will, stürzt vielleicht sechshundert Familien ins Elend. Es ist eine Waarenniederlage, ein Monopol. Sein verderbliches Gold entreißt der bedürftigen Industrie alles wieder, was sie hätte gewinnen können.

Eine Provinz wird mit einemmale aller ihrer Produkte beraubt. Alles ist, wie durch Zauberey, verschwunden. Man wird es mit dem großen Namen einer Spekulation beehren, was im Grunde nur ein Werk der Habsucht ist. Der Monopoliste ist ein artiger freundlicher Mann, und redet von schönen Künsten. Wer also wird es wagen, ihn einen Erpresser nennen zu wollen? Es ist wahr, daß er in dem nächsten Umkreiße um sich hie und da was Gutes im Kleinen stiftet; aber auch schauderndes Unglük auf hundert Meilen im weiten Umfang um sich herum. Er ist wie ein Fremdling für das Königreich, und scheint nur für seine Maitressen und Schmeichler allein auf der Welt zu seyn.

Andre sammeln Schätze, werden damit allmählich empfindungslos, und lassen nicht einen Gran des aufgehäuften Goldes aus ihren Kisten. Umsonst bittet der Elende mit Thränen um Hülfe, umsonst erzählt er seine mancherley Leiden; sie sind eben so unempfindlich bey dem

Unglük eines rechtschaffenen Mannes, als sie es bey dem Unglük des ganzen Staates sind.

Gott! ein Goldstük dem Leben seines Bruders, seines Mitgeschöpfs vorziehen! Ihn einen Schwelger, einen Schelm, einen Tagdieb heißen, um sich nur von der Pflicht der Barmherzigkeit loszusprechen! Seinen Geitz unter einem falschen Außenschein zu verbergen, da man sich seine Härte doch selbst nicht verbirgt! Ach — verdient man da noch den Namen des Menschen?

Unglüklicher! der du deine Ohren vor den Seufzern der Dürftigkeit verschließest, — wenn du nun, mit dem Grabtuche über dem Gesicht, in einem engen Sarge eingeschlossen da liegen wirst? wenn du dann noch etwas Empfindung hättest, sage, würdest du alsdenn nicht bedauern, nicht einige Kleinigkeiten deiner unnützen Reichthümer zur Unterstützung deinem Mitbruder hingegeben zu haben? Was bleibt dir doch dann von deinem großen Reichthum? — Ein bleyerner Sarg und einige ausgehauene Marmorsteine! Nun, wenn es doch in deiner Gewalt steht, diese Stücke Metalls in reine, innige Freuden für dich umzuschaffen, — lerne sie kennen, sie schmecken! Willst du es nach deinem Tode, mit Fluchen über dein todtes

Haupt, von dir gesagt haben: „Er verschwendete für seine Orangerie, für sein Porcellain, für seine Diamanten, für seine Wohnung — alles — und für die Menschen, seine Mitbrüder — nichts!“ Aber ich will lieber von Personen reden, welche Diners geben. Es ist immer wenig, aber doch etwas.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Dineurs in der Stadt.

Einige Personen von guten Glüksumständen geben gewöhnlich zwei auch dreimal in der Woche ein Diner an ihre Freunde oder Bekannte. Ist man einmal gebeten, so ist man es immer.

Einen eignen Tisch zu halten, ist in Paris eine kostbare Sache; aber das ist auch nur in der Hauptstadt möglich, daß ein Mensch ohne Vermögen, ohne Gewerbe und ohne Talente doch seinen Unterhalt findet. Freilich ist es eben kein Mitbürger, der Empfehlung verdient; aber am Ende muß doch jedermann in der Welt leben. Und wer will dem Menschen zu essen geben, der guten Appetit hat, wenn es nicht der Reiche thut?

Achtzehn bis zwanzigtausend Menschen di-

niren regelmäßig den Montag bey der Kaufmannschaft, den Dienstag bey dem Civilstande, und endigen so stufenweiße die Woche, indem sie von Stokwerk zu Stokwerk zu einer andern Mittagsmahlzeit steigen. Freitags suchen sie vorzugsweise einen Liebhaber der Seefische auf, und ihr Magen betrügt sich nie. Die angenehmen schönen Plauderer, die Virtuosen, Maler, Abbés und die Hagestolzen machen diese Klasse von Leuten aus.

Sie kennen alle Stände, und mithin eine unendliche Anzahl von Karakteren bis aufs innerste. Diese Leute wissen weder etwas vom Preiße des Brods, noch des Fleisches, und von den mannichfaltigen brennbaren Materien gar nichts. Sie bezahlen nur den Wasserträger. Sie gehen mit dem Glockenschlag zwei Uhr, gepudert und frisirt, aus dem Hause zu einem delikaten Tisch — und ein Histörchen für jedes Haus mit den Zeitungsgeschichten des vorigen Tages sind ihre ganze Legitimation. Sie wissen einen reichlichen Nutzen von ihrem Diensteifer zu ziehen, da es indessen den Provinzalen, den unerfahrnen Neulingen am Kopfe fehlt, um eine gute Mahlzeit zu thun. Denn wirklich ist es eine Kunst, wenn man unter dem Schutze einiger Mienen alle Schüsseln versu-

chen kann. Des Abends besuchen sie eine fromme Alte, einen Podagristen, oder Domherrn. Da hohlen sie ihre Abendmahlzeit, stimmen ein wenig ihre Sprache nach dem Sinne der Personen um, und erzählen die Neuigkeiten wieder, die sie des Morgens gehöret haben. So haben sie ohne Einkünfte, ohne Amt und Vermögen, mit einem vom Schneider erborgten Kleide und einem Logis, das sie von Monat zu Monat bezahlen, immer zu leben, und leben noch in guter Gesellschaft dazu. Mit ihrer Gabe, die Namen der Personen gut zu behalten, mit ein bisgen Welt im Umgange und mit ihrer Geschmeidigkeit in den Manieren, sind sie im Stande, jede Unterredung im Gange zu erhalten. Man kann auch nicht sagen, daß man sie mit heiterer Stirne und ruhigem Gesichte sehen wird, wo sie nicht bey einem ihrer freigebigen, gefälligen Wohlthäter gespeiset haben sollten. Ich vergleiche sie nur mit den Vögeln unter dem Himmel, welche ihren Theil von der allgemeinen Erndte abnehmen, ohne daß sie diese zu vermindern scheinen. Nach meinen Begriffen ist nichts so ehrbringend für den Reichen, als daß er allen denen die Mahlzeit gewährt, die sich seiner Tafel nähern. Ohnstreitig ist diese Weise, von seinem Reichthume Ge-

brauch zu machen, die angenehmste für den größeren Haufen. Jeder zieht gleich große Vortheile davon; und der Reiche, der die Pralerey liebt, verschaft sich mit der Befriedigung andrer die größeste Befriedigung selbst.

Hielten sie eine Tafel mit Oekonomie und ohne Ueberfluß, bey welcher weder der Luxus noch der Stolz, sondern nur der nothwendige Anstand herrschte und nichts darüber, so würde dieses noch besser und sie im Stande seyn, ihre Gefälligkeit öfterer zu wiederhohlen, und ihre Couverts zu vervielfältigen.

Wäre ich reich, so würde es meine Wollust ausmachen, daß ich solche Diners gäbe. Aber mein Tisch würde frugal, mit einfachen Speisen besetzt seyn, und ich mich freuen, eine große Anzahl von Personen um mich herum plaudern und essen zu sehen.

Ehedem nannte man solche Leute Schmarotzer — ein beleidigender, dummer, von der Ungeschliffenheit, dem Geitze und Egoismus ausgesonnener Ausdruk. Es ist ganz was Natürliches, daß Leute, die selbst keinen Tisch halten — und in Paris ist er theuer — ihn da aufsuchen, wo er mit Speisen reichlich angefüllt ist. Gerade die Wonne, die man dem Unglük so mancher rechtschaffenen Personen zu verdan-

ken hat — die Wonne, ihren Körper zu nähren und ihre Gesundheit zu stärken, ist Triebfeder für den gefühlvollen Mann, daß er seinen Tisch andern gerne mittheilt. Der Wirth ist am Ende denen Personen so gar Dank schuldig, die Vertrauens zu seinem guten Herzen genug haben, daß sie zu ihm kommen, und einen Theil der Nahrung für sich erbitten, die er im Uebermaaße vor sich stehen hat, und ohne tödtender Ueberladung doch nicht genießen könnte.

Die Erde ist der allgemeine, vom Schöpfer selbst zubereitete Tisch. Der Vogel, der mit seinem Schnabel ein armseliges kleines Saamenkorn im Fluge aufhascht und es in sein Nestgen bringt, und ein Dichter, der bey einem Generalpächter sein Mittagsmahl aufsucht und ihn mit einem Appetit bis zur Bewunderung ergötzt — jeder nimmt das, was ihm mit allem Rechte zukömmt.

Im Grunde wandeln wir ja alle auf derselbigen Erde. Das Getreide, die Jahresfrüchte gehören doch nur alle dem gegenwärtigen Menschengeschlechte, und nicht unsrer Nachkommenschaft zu. Daß wir doch die Weine schmekten, welche die Sonne unter unsern Augen reifte, und das Zugemüse genössen, das wir aufwachsen sehen. Die Natur fängt mit

jedem Jahre den Gang ihrer Wohlthätigkeit für die künftigen Geschöpfe aufs neue an. Wir wollen uns einmal verbergen; wir wollen unserm Mitbruder unsern Tisch versagen, und uns wie Unmenschen einschließen, um unsre Nahrung allein zu verschlucken! Hat man dann Appetit, wenn man allein speiset? Und ist uns die Mahlzeit eben so Wohlthat, wenn wir sie im Anblik der Freude oder des Kummers unsrer Mitgäste verzehren?

Daß doch der Schandname der Dürftigkeit, die auf den Tisch der Reichen die gegründesten Rechte hat, der Name des Schmarotzers auf ewig, als ein die Menschheit entehrender Ausdruk aus unsrer Sprache vertilget werden möchte, daß man ihn nie — nie zu Paris wieder ausspreche, wo er, Dank sey es unsern sanftern, menschlichern Sitten, schon itzt zu verschwinden scheint! daß man ihn nirgends, als nur bey dem unempfindbaren, harten Manne höre, der sich vor der Menschheit verschließt, damit seine gefühllose Seele ein Geheimniß für ihn allein bleiben könne! Daß er nur das Schimpfwort des Armen bleibe, der selbst sein Mittagsmahl von andern erbetteln muß, und nicht mehr, als seine abgemessene Portion, auf seinem kleinen Tische hat.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Der Monarch.

Der König ist das für die Pariser, was das Model für den Zeichner in der Malerakademie ist. Alles in der Hauptstadt erschöpft sich in seinem Gemälde. Man zeichnet ihn, und malt ihn unter allen Gestalten. Gemeinhin ist das Bild verfehlt und wenig ähnlich. Diejenigen, die von seiner Person entfernt sind, kennen nur die Hauptzüge, die allenfalls das Gerücht und die allgemeine Sage von ihm bekannt macht. Und Männer, die einen Zutritt zu ihm haben, sehen nur auf die Aussenseite des Menschen, und bemerken die feineren Züge gar nicht. Man höre den Kammerdiener, der ihn anzieht, den Höfling, der ihn auf die Jagd begleitet, den Soldaten, der für ihn kämpft, den Parlamentsherrn, der mit Gegenvorstellungen kömmt, den Gelehrten, der nach Königl. Gnade schleicht, den Philosophen, der ihn bejammert, und das Volk, das ihn nach der Menge der Auflagen beurtheilt — und man hört auch so viele verschiedene Gemälde, aber keiner schaut in das Innere seiner Seele hinein. Das wahre, treue Gemälde bleibt immer ein Vorrecht und Eigenthum der Zukunft allein. Und wer

steht uns doch wieder häufiger vor Augen und müßte leichtrer gefaßt werden können, als Er! Aber ist uns der wahre Karakter Ludwigs des XV. nicht noch ein unauflösliches Räthsel?

Acht und funfzigstes Kapitel.

Veränderlichkeit der Gouvernements.

Ein Reisender, der zu Athen ein Ballet ansehen wollte, bemerkte fünf Masken, fünf Kleidungen und nur einen Tänzer. Wer, fragte er, wird die übrigen Rollen spielen? derselbige Mann, war die Antwort, derselbige Mann! So hat er also mehrere Seelen in einem einzigen Körper. Gerade das gilt von dem französischen Gouvernement: Eine herrliche Pantomime, die die Rollen aller Stände durchspielt, und nach der Reihe Soldat, Gesetzgeber, Financier, Bankier und endlich Priester ist. Ich sah sie so gar auf fünf bis sechs Monate als Schriftsteller — als Verfasser von hundert kleinen, im Grunde erbärmlichen, Schriften; aber diese Rolle gelang ihr weniger, als irgend eine andre.

Muß man sich also wundern, daß es in Paris viele Alcibiade giebt, welche eitel, glänzend, eines jeden neuen Karakters fähig, nur nach

Aussenschein und dem, was das Auge des Pöbels festhalten kann, haschen, und mit der Ehre eines witzigen Kopfes mehr Wonne empfinden, als mit der Ehre eines guten Bürgers des Staats?

Neun und funfzigstes Kapitel.

Spionen.

Hätte der Pariser auch die Flatterhaftigkeit nicht, die man ihm vorwirft, so müßte er sie doch aus Grundsätzen annehmen. Immer ist er mit Spionen umringt. So bald sich zwei Bürger ins Ohr reden, so ist auch schon ein dritter da, der etwas auflauschen will. Die Spionen der Polizey machen ein ganzes Regiment neugieriger Leute, nur mit dem Unterschiede, aus, daß jeder einzelne Mann dieses Regiments eine eigenthümliche Uniform hat, die er alle Tage umändert. Nichts ist so schnell und auch nichts so auffallend, als diese Art von Metamorphose ist.

Der Kerl, der frühe einen Degen getragen hat, nimmt des Abends ein Vogelnetz in die Hand. Bald stellt er einen friedfertigen Gerichtsdiener in langen Haaren, und bald einen Banditen mit dem Degen über der Hüfte vor.

Den andern Tag erscheint er, mit einem schönen Stok in der Hand, als ein Financier, der nur allein mit Rechnungen beschäftiget ist. Alle diese sonderbaren Verwandlungen kosten ihm nichts. Er ist an einem und eben demselben Tage Ritter vom Louis und Perükenjunge, ein tonsirter Prior und ein Küchenpursch. Er besucht den Bal paré und das schmutzigste Ballhaus. Bald mit einem Diamanten am Finger, und bald mit der verworrensten Perüke auf dem Kopfe, verändert er seine Physiognomie eben so, wie seine Kleidung, und er würde mehr als einer dem Preville die Kunst lehren, sich tausenderley Gestalten annehmen zu können. Er ist ganz Auge, ganz Ohr, ganz Fuß — wirklich wandert er, ich weiß nicht wie oft, die Straßen aller sechszehn Quartiere der Stadt in einem Tage durch. Zuweilen in dem Winkel eines Caffeehauses verstekt, würdet ihr ihn vor einen schwerfälligen, niedergeschlagenen, verdrüßlichen Mann ansehen, der so lange schnarcht, bis das Essen aufgetragen wird. Aber er hat alles gesehen, alles gehört. Ein andermal führt er das Wort, ist der erstre, der dreist über alles wegspricht, dringt auf Offenherzigkeit, legt alles bis auf euer Stillschweigen aus, und ihr mögt nun sprechen oder nicht, so weiß

er doch, was ihr über diese oder jene Staatsoperation vor Gedanken habt.

Das ist das allgemeine Werkzeug, dessen man sich zu Paris zur Ausforschung der Geheimnisse bedient; das Werkzeug, das die Handlungen der Minister viel leichter, als alles, was sich nur durch Vernunft und Politik denken läßt, zu bestimmen vermag.

Diese Spionensucht hat alle Bande des Vertrauens und der Freundschaft aufgehoben. Man spricht von nichts als nichtswürdigen Sachen, und das Gouvernement legt, so zu sagen, den Bürgern den Satz in den Mund, über welchen sie des Abends in den Coffeehäusern und in ihren Gesellschaften sprechen sollen. Will man den Tod eines Mannes verschwiegen halten, so sagt man es sich nur in das Ohr: er ist todt, und setzt wohl noch hinzu: man spricht nicht eher als bis auf weitere Befehle davon. Das Volk hat schlechterdings alle Idee von bürgerlicher und politischer Staatsverwaltung verloren. Ist ja noch eine Sache, die mitten in einer so kläglichen Unwissenheit Lachen erregen kann, so ist es das Geschwätz eines einfältigen Bürgers, der Versailles oder Paris schlechtweg als Gesetzgeberinnen von Europa, und mithin auch der ganzen weiten Welt

ansieht. Der Nebel dieser eingewurzelten Vorurtheile kann die alten Parisischen Köpfe, welche die unheilbarste Thorheit so gebildet hat, nicht verlassen. Der Pöbel, der keine andre Lektüre, als die Gazette de France hat, spricht und urtheilt auch nur wie diese allein.

Sechzigstes Kapitel.

Bücherhausirer.

Die Spionen der Polizey haben ihren ewigen Krieg mit den Bücherhausirern, einer Art Leute, welche mit den einzigen guten Büchern, die man noch in Frankreich findet, mit den verbotenen Büchern einen Handel treiben.

Man mishandelt sie auf eine erschrekliche Art. Alle Kreaturen der Polizey verfolgen diese Unglüklichen, welche im Grunde die Bücher, die sie verkaufen, nicht einmal kennen, und sogar die Bibel unter ihrem Mantel verstecken würden, wenn ihr Verbot dem Polizeylieutenant jemals einfallen sollte. Man sezt sie um einiger nichtswürdigen fliegenden Blätter willen, die den andern Tag vielleicht schon wieder vergessen sind, in die Bastille, oder stellt sie wohl gar an den Pranger. Die Staatsbe-

dienten rächen sich damit gegen die unbedeutenden Satiren, welche ihre Erhebung nothwendig veranlassen mußte. Man hat überhaupt noch keinen Staatsmann gesehen, welcher die geheimen Kunstgriffe, sich nach einer kühn gewagten Operation gegen alle Angriffe in Sicherheit zu setzen, verachtet, und nur erst nach vorausgegangenem Tadel einer freimüthigen Kritik eine Lobrede erwarten zu dürfen, geglaubt hätte.

Daß sie doch lieber die Schmeichler bestraften, die sie belagern, wenn sie doch Schriften fürchten, die am Ende immer einige gute Wahrheiten in sich fassen. Am Ende ist auch das Publikum dazu da, daß es den Verläumder richte. Ungerechte Satire ist nie länger als vierzehn Tage im Gange, und sie wird dann mit Verachtung bestraft.

Oft treiben die ersten Mitglieder der Polizey, die der Ausbreitung dieser Pamphlets Einhalt thun sollen, selbst Handel im Großen mit denselben, vertheilen sie an dazu bestimmte Personen, und reißen mehr Gewinnst, als dreißig Hausirer zusammengenommen, an sich.

Die Minister betrügen gewöhnlich einer den andern, wenn so ein Angriff auf sie geschiehet. Der eine lacht bey dem Hagelwetter, das auf

den andern einstürmt, und begünstigt unter der Hand ein Verbrechen, was er mit Wärme unterdrücken sollte.

Die Geschichte des Briefwechsels des Kanzlers Maupeou, dasselbe Buch, was ihn zuerst dem Gelächter Preiß gab, und dann gar aus seinem Posten heraus hob, könnte die krummen Wege und feinen Streiche, deren sich die Ehrgeitzigen auf ihrer Bahn zur Gewalt und zum Glanze bedienen, in ein auffallendes Licht setzen.

Man drukt zu Paris über Politik und Geschichte nichts, als Satiren und Unwahrheiten; ein Ausländer empfindet Mitleiden bey dem Geschwätze, was in Paris über diese Materien geschrieben wird. Der Nachtheil wirkt bis auf alle andre Gegenstände, weil die Fesseln, unter welchen sich der Geist beugen muß, so gar schon in den Werken des Witzes sichtbar werden. Billig sollten sich die Buchdruckereyen zu Paris mit nichts als den öffentlichen Anschlagezetteln, den Hochzeits- und Leichenbillets beschäftigen. Schon die Almanachs machen einen zu wichtigen Gegenstand für sie aus — denn die Inquisition untersucht und kasteyet sie, so scharf sie nur kann.

Erblicke ich ein unter königlicher Erlaubniß

gedruktes Buch, so will ich, ohne es aufzuschlagen, allemal wetten, daß es politische Unwahrheiten enthålt. Der Regent kann es freilich sagen, daß dieses Blatt Papier hundert Franken kosten soll; aber nun und nimmermehr, daß dieser oder jener Irrthum als Wahrheit gelten, oder auch, daß diese Wahrheit von nun an ein Irrthum seyn muß. Er wird es befehlen, aber nie den denkenden Mann zur Einstimmung zwingen können.

Was bey dem Bücherdrucke vortreflich ist, bleibt dieses, daß die schönen Werke, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, weder Beifall noch Kåufer finden. Es ist also angebohrne Freimüthigkeit eines edeldenkenden Geistes, die sich, aller Gefahren ohngeachtet, entwickelt, und troz dem Tyrannen, der Menschheit mit seinen Werken ein Geschenke macht. Das ist es auch, was den Gelehrten so empfiehlt, und ihm die Dankbarkeit der künftigen Nachkommenschaft zum voraus verspricht.

Diese armen Hausirer, die, ohne lesen zu können, die seltensten Produkte des Genies in Umlauf bringen, und also wider Wissen und Willen mit ihrem Gewerbe um ein Stük Brod der öffentlichen Freiheit zur Stütze sind, müssen den ganzen Zorn der Minister allein fühlen,

weil sie sich aus Besorgniß, das Geschrey des Volkes gegen sich zu erregen und sich den Haß desselben zuzuziehen, selten an den Verfasser selbst vergreifen können.

Ein und sechzigstes Kapitel.

Polizey-Diener.

Es ist so recht der wahre Abschaum der Menschheit, — und die Polizey theilt sie in zwey besondere Corps. Der eine sind die Spionen, die sogenannten Mouchards; und der andre ihre Leibwache, die eigentlichen Gerichtsdiener, welche sie gegen die Beutelschneider, Betrüger und Spitzbuben, so ohngefehr, wie der Jäger die Hunde gegen die Füchse und Wölfe, ausschikt.

Die Spionen haben wieder andre Spionen zu Aufsehern, die, ihnen immer zur Seite, auf ihre Schritte Acht haben müssen. Alle klagen einer den andern an, und werden um des kleinsten Gewinnstes willen ihre eignen Henker. Von diesem elenden Auswurfe der Menschheit hängt die öffentliche Ordnung ab. Man begegnet ihnen mit Schärfe, so bald sie die Wachsamkeit des Magistrats mißbrauchen wollen.

Das ist die vortrefliche Ordnung, welche zu

Paris herrscht. Ein verdächtiger, einmal angegebener Mensch wird so nahe beobachtet, daß auch seine kleinesten Handlungen bis auf den Augenblik, da er beym Kopf genommen werden kann, bekannt sind.

Die Beschreibung, die man von so einem Menschen bekannt macht, ist ein so wahres Portrait, daß man das Original sodann ohnmöglich verkennen kann.

Die Kunst, die Gestalt der Menschen mit Worten zu zeichnen, ist bis zu einer Vollkommenheit gediehen, daß auch der beste Schriftsteller, wenn er auch noch so viel darüber dächte, nichts würde hinzusetzen, keinen andern Ausdruk gebrauchen können.

Die Theseus der Polizey laufen die ganze Nacht, um die Stadt von den Räubern zu säubern. Man kann sagen, daß die Löwen, die Bären, die Tiger durch diese Polizeyordnung in Ketten schmachten.

Es giebt noch auserdem Spionen des Hofes und der Stadt, Spionen im Schlafgemache und auf den Straßen, Spionen der Mädgen und der schönen Geister. Man benennt sie alle mit dem einzigen Worte Mouchards, ein Familienname des erstern Spionen des Hofes.

So gar Leute vom Stande treiben heut zu Tage dieses Gewerbe. Der größte Theil nennt sich entweder Baron, oder Graf, oder Marquis.

Es war einmal eine Zeit unter Ludwig dem XV. in welcher die Spionen sich so vervielfältigten, daß es so gar den Freunden in ihren vertrauten Unterredungen verboten war, sich wechselsweise über ihr Privatinteresse ihr Herz auszuschütten. Das Ministerium hatte seine Wachen vor den Thüren aller Säle, und seine Horchers in allen Kabinetern ausgestellt. Man bestrafte die von einem Freunde dem andern im Vertrauen gemachte, und nur für das Zimmer, in welchem sie ausgesprochen waren, zu ewigen Geheimnissen bestimmte Entdeckungen, als gefährliche Rathschläge.

Dieses gehässige Ausforschen vergiftete das gesellschaftliche Leben, raubte den Menschen die unschuldigsten Vergnügungen, und verwandelte die Bürger in Feinde, die sich nur mit Zittern einer dem andern eröfneten.

Jeder Mensch, so bald er nur zur Polizey gehört, es sey nun unter einem Namen, unter welchem es wolle, verliert allen Zutrit zu allen guten Gesellschaften, und man hat Ursache dazu.

Der vierte Theil der Domestiken wird zu Spionen gebraucht, und damit kommen eben die Familiengeheimnisse, die man am verborgensten hält, den Gegnern zu Ohren.

Die Minister haben wieder ihre Spionen für sich im Solde, die ganz von den Spionen der Polizey verschieden sind. Sie sind unter allen die gefährlichsten, weil sie weniger verdächtig und kenntbar, als die übrigen, sind. Die Minister erfahren durch diese Werkzeuge alles, was man von ihnen sagt, aber sie wenden es nicht so zu ihrem Vortheil an, wie sie sollten. Sie sind mehr darauf bedacht, ihre Feinde zu verderben und ihre Gegner in Furcht zu setzen, als von den freimüthigen, offenherzigen Winken, die ihnen der größre Theil des Volks damit giebt, einen weisen Gebrauch zu machen. Wirklich spricht man immer ziemlich gerade zu, so bald es auf Rechnung der Minister geht, und man hat im Grunde für keine andre Person, als die Prinzen, Ehrerbietung.

Aber die Geheimnisse des Hofes kommen nie durch die Spionen aus. Sie werden von Personen verrathen, in welche man kein Mißtrauen setzt. So schöpfen Schiffe, die noch so gut gebauet sind, durch eine unmerkliche Oefnung Wasser, die man auf keine Art entdecken kann.

Was an den Höfen, und besonders an dem unsrigen, am meisten interessirt, ist dieses, daß ein gewisser Grad von Dunkelheit über alle Staatsoperationen ausgebreitet liegt. Man ist immer geneigt, das Verborgene auszuforschen, und forscht so lange, bis man es weiß. So behauptet die künstlichste Maschine ihren höchsten Werth so lange, bis man die Triebfedern entdekt, die sie in Bewegung setzet. Wir verfolgen gewöhnlich nur solche Sachen mit Thätigkeit, die nicht anders, als mit Anstrengung, zu erforschen sind. Mit der Zeit bekommen auch die grössesten Geheimnisse eine Art von Publicité. Die Zunge wird es zuverlässig wieder sagen, was das Auge gesehen, oder auch nur gemuthmaßet hat.

Zwei und sechzigstes Kapitel.

Die Nachtwache.

Die nächtliche Sicherheit von Paris ist das Werk der Nachtwache, oder einer Zahl von drei bis vierhundert Wächtern, welche die Straßen auf- und abmarschiren, und die verdächtigen Menschen aufhaschen und verfolgen. Läßt die Polizey Leute aufheben, so geschiehet es immer nur in der Nacht.

Die hie und da zerstreuten Laternenwächter halten die Diebe in beständiger Furcht, so, daß die Straßen zu Paris des Nachts eben so sicher sind, als am Tage, wenn man wenige Fälle ausnehmen will; aber auch unvermeidliche Fälle, so bald man die Menge so durchaus verdorbener Menschen in derselben bedenkt, die weiter nichts zu verlieren haben.

Ehedem verfolgte man die Nachtwächter mit Schlägen — ein Kurzweil, was sich junge Leute aus guten Häusern und von der Königlichen Leibwache verstatteten; man zerschlug die Laternen, klopfte an die Thüren, und trieb Unfug an den verbotenen Oertern; man nahm den Bürgern ihr Abendessen, so wie es aus dem Ofen kam, und prügelte die Dienstmädgen, man vergriff sich sogar bis an die Kleidung der Gerichtspersonen. Man hat alle diese Ausschweifungen mit so vieler Strenge unterdrükt, daß nun gar nicht mehr von ihnen die Rede ist. Die Jugend ist nicht mehr so zügellos, und nichts würde heut zu Tage den ungestümen Lerm eines hirnlosen Kopfes entschuldigen.

Es ist dieses keiner von den kleinsten Vortheilen der Hauptstadt. Das reife Alter hat nichts mehr von der aufbrausenden Jugend zu

befürchten. Eine Magistratsperson zu Paris sagte einst: sie wollte, daß das Pflaster zu Paris eben so, wie ein Heiligthum und Tabernakel, verehret würde. Sie hatte Recht und sprach schön.

Die Geschliffenheit ist von der Seite beinahe bis zur Vollkommenheit gebracht. Man ist gegen die Ausbrüche der Tollkühnheit und des Trunkes sicher, weil die Wache immer bey der Hand ist. Man ruft sie um Beistand, und erhält auch die schnelleste Hülfe.

Peter der Grausame, als Verehrer der Gerechtigkeit bekannt, hat nach der Erzählung eines spanischen Geschichtschreibers ein gutes Beispiel gegeben. Er trug einen Gefallen daran, des Nachts in den Straßen herumzulaufen. Einmal, da er eben Unfug trieb, prügelte ihn ein Nachtwächter, der einen Privatmann vor sich zu haben glaubte, derbe aus; der König tödtete ihn. Die Richter stellten den Tag darauf alle mögliche Nachforschungen gegen den Urheber der Mordthat an. Eine einfältige Frau, die den König erkannt hatte, gab ihn an. Der ganze Magistrat gieng vereint zum Monarchen, um ihm seine Beschwerde vorzulegen, und dieser ließ sich, um der Gerechtigkeit Genüge zu thun, im Bildniß enthaupten. Man

sieht die enthauptete Statüe in der Ecke derselbigen Straße, in welcher die Mordthat geschehen ist, noch bis auf den heutigen Tag.

Cartouche erhielt die Stadt Paris eine lange Zeit hindurch in Furcht und Schrecken. Ein ähnlicher Anführer einer Diebsbande, und hätte er auch noch mehr Tollkühnheit und Ränke des Geistes, würde in unsern Tagen doch nicht dasselbige Glük machen.

Eine ununterbrochene Correspondenz zwischen dem Magistrat und den untergeordneten Beamten bewirkt diese fortgesetzte Kenntniß von alle dem, was vorgeht, und man kommt itzt eben so vielen Unordnungen zuvor, als man bestraft.

Alle die Nachforschungen, Untersuchungen und Berichtigungen stoßen in einem Mittelpunkte zusammen, in welchem sich alles vereinigt, was die öffentliche Sicherheit nur immer angehen mag.

Neben dieser Sorgfalt haben die Laternen mit ihrem weit umherleuchtenden Strahl, die verschiedenen hie und da vertheilten Corps de garde, und, wie ich schon einmal gesagt habe, die von allen Seiten herumstreifende Nachtwache einer Menge von Unglüksfällen vorgebeugt.

Man kann nicht, besonders beym Eintritt des Winters, die Vorsorge genug verdoppeln.

Seit funfzig Jahren ist die Maschine im guten Gange; aber diese Maschine hat, wie jede andre, ihre langsamen Augenblicke. Sollte sie einmal stocken, so würde Paris auch alle die Schrecken einer mit Sturm eroberten Stadt empfinden.

Die Wache steigt ohngefehr auf funfzehnhundert Mann herauf. Man kann sich bey diesem Corps anwerben lassen und bey demselben alt werden, ohne daß man je eine Wunde befürchten darf; man kann hier seine Laufbahn gerade eben so weit treiben, als ein Mönch, welcher trinkt, ißt und verdaut, und die ganze Mühseligkeit ist die, daß man den Tag an statt der Nacht zum Schlafe gebraucht.

Zuweilen mißhandeln die Soldaten der Nachtwache ohne Ursache diejenigen, die sie auffangen, und legen ihnen auf eine grausame Art die Handfesseln an.

Billig sollte man dergleichen Mißbräuchen mit Strenge Einhalt thun, und es verhindern, daß sich die Beschützer der Sicherheit auch nicht an dem geringsten Bürger mit Unbarmherzigkeit vergreifen, weil er so lange geehrt bleiben muß, bis die Gesetze den Ausspruch über ihn thun. Denn bey allem Anschein einer Verschuldung gegen sich kann er doch unschuldig seyn.

Drei und sechzigstes Kapitel.

Der Polizeylieutenant.

Ein Polizeylieutenant ist ein Minister von Gewicht geworden, ob er gleich den Namen nicht führt. Er hat einen geheimen und ausgebreiteten Einfluß. Er weiß so viele Sachen, daß er eben sowohl viel Gutes, als viel Böses thun kann, weil er eine Menge Faden in seiner Hand hat, die er nach seinem Belieben verwirren, oder entwickeln kann. Er bindet, oder er macht los; er giebt die Finsterniß oder das Licht. Seine Gewalt ist eben so delikat, als weit ausgedehnt.

Man weiß seine Verrichtungen; aber man weiß es vielleicht nicht, daß er auch darauf bedacht ist, eine Menge junger Leute aus guten Häusern, welche in der aufbrausenden Hitze ihrer Leidenschaften Diebstähle, Betrügereyen oder andre niedrige Streiche begehen, dem Arm der Gerichte zu entreißen: er entreißt sie damit der öffentlichen Beschimpfung. Der Schandflek würde auf eine ganze unschuldige Familie zurükfallen — eine wohlthätige Handlung also, wenn er unglüklichen Eltern eine Schande erspart, mit welcher sie beflekt werden sollten.

Denn unsre Vorurtheile sind über diesen Punkt noch sehr ungerecht und grausam.

Ein zügelloser Mensch wird entweder eingesperrt oder weggejagt, und kommt also gar nicht in die Hand des Henkers. So rettet die Polizey Verbrecher, welche gestraft zu werden verdienen, von der Strafe der Gerichtshöfe. Aber so wie diese jungen Leute der menschlichen Gesellschaft ganz entzogen werden, und nicht eher wieder in dieselbe zurükkehren, als bis ihre Fehler entweder gebüßt oder gebessert sind, so hat sich auch diese Gesellschaft über eine solche Nachsicht gar nicht zu beklagen.

Man wird blos die Bemerkung machen, daß fast keine andre, als nur Bösewichter aus dem Pöbel, gehangen werden. Ein Dieb, aus dem Auswurf des Volkes, ohne Familie, ohne Stütze, ohne Schutz, erregt das Mitleiden um so weniger, je mehr Nachsicht man schon gegen andre bewiesen hat.

Man hebt alle Monate, ohne viele Umstände und auf dem Befehl eines bloßen Commissairs, drei bis vierhundert unzüchtige Frauenspersonen auf. Einige bringt man nach Bicetre, um sie zu heilen, und andre ins Hospital, um sie zu bessern. Diejenigen, die etwas Geld haben, ziehen sich aus der Sache heraus.

Man sieht alle diese Kreaturen, an einem gewissen Tage im Monat, vor dem Polizeyrichter, den einzigen Richter in dieser Sache, führen. Sie machen ihm eine Verbeugung, oder sagen ihm Grobheiten, und er wiederholt einmal über das andremal den Ausspruch: Ins Hospital, ins Hospital.

Dieser Theil unsrer Gesetzgebung ist überaus fehlerhaft, weil er sehr willkührlich ist. In der That erkennt der Sekretair des Polizeylieutenants allein aufs Gefängniß und dessen längerer oder kürzerer Dauer. Die Leute von der Nachtwache sind die gewöhnlichen Ankläger, und es ist erstaunend, daß ein einziger Mann über die Freiheit einer so großen Anzahl von einzelnen Bürgern entscheiden soll. Die Schande, mit welcher sie sich beflekt haben, rechtfertigt diese Härte nicht.

Es wäre billig, hier, wie in andern Criminalfällen, processualisch zu Werke zu gehen, weil es um den Verlust der Freiheit zu thun ist. Zuweilen sind unschuldige Mädgen, zu schüchtern, als sich verantworten zu können, mit diesen unglüklichen Geschöpfen zugleich aufgehoben worden.

Eben so übt der Polizeylieutenant eine despotische Herrschaft gegen die Mouchards aus, welche gegen ihre gesetzliche Vorschrift gehan-

delt, oder einen falschen Bericht erstattet haben. Freilich sind sie ein so verworfenes, verächtliches Geschlecht, daß nothwendig die Obrigkeit, welcher sie sich verdungen haben, ein unumschränktes Recht über ihre Personen haben muß.

Aber es ist bey weitem nicht dasselbige mit Personen, die auf Befehl der Polizey beym Kopfe genommen werden. Sie können nur geringe Fehltritte begangen, können Feinde unter dem Haufen von Gerichtsdienern, Spionen und Soldaten haben, denen man auf das blo- Wort zutraut. Das Auge der Obrigkeit kann unaufhörlich betrogen werden, und billig sollte man die Bestrafung solcher Verbrechen einer strengern Untersuchung unterwerfen. Aber Biçetre schließt eine Menge von Leuten in sich, die daselbst noch verdorbener werden, und schlimmer wieder herauskommen, als sie hineingetreten sind. Schon in ihren eignen Augen sich selbst verworfen, stürzen sie sich dann noch in die schauderhaftesten Ausschweifungen hin.

Ich wiederhohle es nochmals, daß ein schreckliches Chaos in diesem Theile unsrer Gesetzgebung herrscht. Er hat mit dem Theile, welcher die Aufhebung der Bettler betrift, gleiche Gebrechen. Aber man denkt nicht einmal dar-

an, widerrechtlichen Gesetzen abzuhelfen, die sich zwar unter dem Auge rechtmäßiger Gerichte gebildet haben, aber ohne daß man ihre Gültigkeit, gesetzliche Kraft oder ihren Ursprung erkennen könnte.

Es giebt Augenblicke, in welchen die Polizey unglaublich von ihrer Strenge nachläßt; und nur erst nach außerordentlichen Fällen sucht sie ihre vorige Kraft wieder hervor.

Man verbirgt und unterdrükt alle schändliche Verbrechen und alle Mordthaten, die Entsetzen erregen, und die Sorglosigkeit der Männer, welche für die Sicherheit der Hauptstadt gesetzt sind, bescheinigen können.

Man begräbt auf Befehl der Polizey nach vorhergeschehener Besichtigung und geführtem Protokolle die Selbstmörder. Man handelt weise damit. Machte man eine Liste von diesen Leuten bekannt; sie würde schauderhaft seyn.

Alle die traurigen Fälle, die in den Straßen zu Paris theils durch die Kutschen und theils durch herabstürzende Dachziegel, oder in den Häusern sich ereignen, werden eben so in eine ewige Vergessenheit begraben.

Würde man ein getreues Register von allen den Unglüksfällen halten — man würde diese prächtige Stadt mit erschrockenem Auge an-

schauen. Man gehe nur in das Hotel de Dieu oder nach Morne, so sieht man die zahlreichen, bedauernswürdigen Schlachtopfer der öffentlichen Arbeiten, und einer über die Grenzen angewachsenen Bevölkerung.

Am Ende ist es allemal ein schauderhaftes und mit tausend Schwierigkeiten verbundenes Geschäfte, so viele in die äußerste Armuth versunkene Bürger, so lange sie andre Bürger im Genusse des vollesten Ueberflusses vor sich sehen, im Zaume zu halten; so viele unglükliche, abgebleichte, ermattete Menschen, die wie Gespenster einherschleichen, sage ich, um unsern Pallästen und prachtvollen Wohnungen zu bändigen, so lange sie das Gold, Silber und die Edelgesteine in dem Innern derselben Wohnungen angehäuft sehen, und also in immerwährender Versuchung sind, sich an denselben zu vergreifen, damit sie nur ihre Bedürfnisse stillen können, die ihnen zulezt das Leben rauben müßten.

Die Ausschweifung und Verschwendung des Luxus verringern vielleicht in ihren Augen das Schändliche und Ungerechte, was der Diebstahl in sich faßt.

Der Anblik einer Audienz bey dem Polizeylieutenant ist sehr ergözend. Man trägt ihm

tausenderley Klagen und Bitten vor; man nähert sich und sagt ihm etwas ins Ohr: er antwortet in allgemeinen Ausdrücken. Er nimmt in dreyen Vorzimmern Bittschriften an: kaum daß sie beide Hände des Sekretairs oder Commis alle fassen können. Der Pöbel steht in dem äußersten Vorsaal, und nennt ihn mit Zittern Monseigneur. Und gerade diese Klasse ist am geschwindesten abgefertigt.

Wenn dieser Richter einem Philosophen alle das mittheilen wollte, was er weiß, alles, was er hört, und alles, was er sieht; wollte er ihm gewisse Geheimnisse, von denen er ohngefehr nur allein unterrichtet ist, entdecken, es müßte noch nichts so Sonderbares und Unterrichtendes unter der Feder des Philosophen gewesen seyn. Der Philosoph würde über seine Mitbrüder erstaunen. Aber dieser Richter ist gerade, wie ein Beichtvater. Er hört alles an, und sagt nichts wieder, und wird nicht einmal bey gewissen Verbrechen in dem Grade, wie andre Menschen, in Erstaunen gesetzt. Weil er immer Ränke des Betrugs, Verbrechen des Lasters, heimliche Verrätherereyen und den ganzen sündigen Wust menschlicher Handlungen sehen muß, so kann es nicht anders seyn, als daß er nur erst nach vieler Ueberwindung der

Rechtschaffenheit und Tugend ehrlicher Leute Glauben beimessen kann. Er ist immer mißtrauisch, und im Grunde muß er es seyn. Er darf nach einem so außerordentlichen Unterricht, den er vom Menschen und den Begebenheiten eingezogen, nichts Unmögliches glauben, und sein Amt macht ihm eine fortgesetzte unabweichende Zweifelsucht zum erstern Gesetz.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Feuersbrünste. Wassersprützen.

Die letztern größern Feuersbrünste waren der Brand des Parlamentshauses den 27 Oct. 1731, und der doppelte Brand des Hotel de Dieu, den 1 August 1731 und den 30 December 1732. Man kann die Anzahl der Unglüklichen, welche bey dem letztern traurigen Zufall ihr Leben in den Flammen verloren haben, nicht gerade zu angeben. So viel Unwahres schrieb die Gazette de France bey dieser Epoque! Aber es scheint doch, daß nicht weniger als zwölf bis funfzehnhundert Schlachtopfer gerechnet werden können.

Man rechne noch den Brand der Wechselbrücke vom 26 Jan. 1746 hinzu! Sieben bis acht Mädgens, welche Chorhemden und Meß-

gewande arbeiteten, und von ihrer für ihre Keuschheit besorgten Gebieterin im Zimmer eingeschlossen worden waren, verbrannten lebendig. Sie konnten sich nicht einmal aus dem mit eisernen Stangen vor dem Fenster verwahrten Zimmer in den Fluß werfen. Ein schauderndes Schauspiel, ihr Winseln hören und sie ohne alle Rettung umkommen sehen zu müssen!

Man denke an den Brand des Marktplatzes St. Germain im Jahre 1760. Er nahm das kostbarste Holzwerk weg, was in Europa war.

Man denke ferner an den Brand des Opernhauses im Jahre 1763, der uns einen der schönsten und bequemsten Säle gekostet hat.

Man denke endlich an den Brand des Pallastes, der vielleicht nicht das Werk eines Ohngefehrs gewesen ist. Er brachte den Brand des größesten Theils der Gebäude dieses nemlichen Pallastes vom 7 Merz 1618 aufs neue ins Andenken. Man sagt, daß es die Mitschuldige des an Heinrich den IV. verübten Königsmords waren, welche das Feuer anlegen ließen, weil sie damit die Gerichtsstube und den Prozeß des Ravaillac zu verbrennen glaubten. Ohne dem Beistand und der Vorsorge des Greffier Voisin wäre das ganze Parlamentsarchiv ein Raub der Flammen geworden.

Nur erst seit einer Zeit von einigen Jahren hat der Gebrauch der Wassersprützen dem Publikum einen wesentlichen, schnellen und mit keinem Aufwand verbundenen Beistand geleistet. Man bestrafte sonst den Eigenthümer mit einer Geldbuße, in dessen Hause das Feuer zuerst ausgebrochen war, und was geschah? Der Eigenthümer wollte das Feuer selbst löschen, und rufte also Niemanden zu Hülfe. Das Feuer ergriff damit das ganze Haus, und am Ende das ganze Quartier.

Heut zu Tage kann man bey der kleinsten Besorgniß für Feuer sogleich Hülfe herbeirufen, und sich gerade zu an das Haus wenden, in welchem die Sprützen und Sprützenmeister mit ihren Sturmhauben und Aexten sind. Ganze Wagen mit Wasser stehn dabey in Bereitschaft. Man bezahlt keine Geldbuße mehr, und es kostet schlechterdings nichts, um Hülfe zu haben. Die Vorsorge des Herrn von Sartine brachte es so weit, daß man ihm jetzt die weisesten, abgemessensten und wirksamsten Maaßregeln zu verdanken hat.

Das französische Leibregiment zu Fuß, das sonst zu weiter nichts da war, als die Stadt mit einer drückenden Last zu beschweren, und sie durch seine schwarze Verbrechen zu betrü-

ben, ist nun endlich durch die Anordnung brauchbar geworden, daß es bey dem erstern Wort „Feuer“ ausrücken, sich in kleinen Detachements an die Brandstätte verfügen, und da, so wie es die Gefahr erfordert, die schleunigste Hülfe leisten muß.

Die Soldaten, die mit den nothwendigen Werkzeugen dazu versehen sind, arbeiten mit einer Geschwindigkeit und einem Erfolg bis zum Erstaunen. Es ist was seltenes, daß seit dieser neuen Einrichtung eine Feuersbrunst weit um sich greift.

Diese Anordnung macht die Möglichkeit, alle die verschiedenen Theile der Polizey, einen nach dem andern, durchaus zu vervollkommnen, bis zum Anschauen sichtbar, weil eben dieser Theil, der vor zwanzig Jahren noch so gebrechlich war, itzt die Bewunderung und Dankbarkeit aller Mitbürger vor sich hat.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Hohlspiegel.

Seit sechzehn Jahren sind die Laternen abgeschaft, und die Hohlspiegel an ihre Stelle gekommen. Ehedem erleuchteten achttausend Laternen mit unordentlich aufgestellten

Lichtern, welche der Wind entweder ausblies oder fließend machte, überaus schwach, und gaben nur ein mattes, flatterndes, unstetes und mit einem abwechselndem gefährlichen Schatten unterbrochenes Licht. In unsern Zeiten hat man das Mittel gefunden, der Stadt eine weit größere Erleuchtung zu verschaffen, und mit diesem Vortheil Leichtigkeit in der ganzen Anstalt zu verbinden. Das vereinigte Feuer von zwölfhundert Hohlspiegeln wirft einen durchaus gleichen, hellerleuchtenden, festen Strahl von sich.

Warum nun aber doch noch Sparsamkeit bey dieser neuen Einrichtung herrschen soll? Mit jedem Neumond hört die Erleuchtung der Hohlspiegel auf. Ehe nun der Mond am Horizonte aufgeht, so schwebt schwarze dunkle Nacht auf den Straßen; und erscheint er dann endlich mit seinem Lichte am Firmament, so fangen die hohen Häuser die Stralen des Himmelskörpers auf, dessen Erleuchtung damit ganz unbrauchbar wird. Verbirgt er sich wieder, so ist die nemliche Unbequemlichkeit da, und ganz Paris ist in die gefährlichsten Finsternisse verhüllt.

Das Oel in diesen Hohlspiegeln ist ein thierisches aus den Eingeweiden gezogenes und

durch das Feuer zubereitetes Oel, welches in der Isle des Cignes verarbeitet wird.

Man läßt die Eigenthümer der Häuser alle zwanzig Jahre eine ziemlich beträchtliche Summe für die Unterhaltung der Laternen und die Reinigung der Straßen bezahlen. Die Taxe übertrift aber bey weitem die Unkosten, die in zwanzig Jahren erfordert werden. Eine Beschwerde mehr, welche der gutwillige Pariser gelassen erträgt!

Der Koth zu Paris, voll Eisenpartikeln, welche das ewige Fahren so vieler Wagens unabläßig absondert, ist schwarz; und das Wasser, was aus den Küchen abfließt, macht ihn stinkend. Er hat, wegen der Menge des Schwefels und nitreusen Salzes, mit welchem er geschwängert ist, für Fremde einen unausstehlichen Geruch. Die Flecken, welche er verursacht, zernagen sogar den Stoff.

Schuttkarren fahren den Koth und Unrath aus den Straßen hinweg. Man schüttet ihn auf die angrenzenden Aecker: ein Unglük, welches sich der Nachbar dieser stinkenden Niederlage gefallen lassen muß. Diese Straßenreinigung ist eine durch Akkord übernommene Enterprise.

Wenn es geschneyet hat, und man nun alle

den Schnee mit allem Eiße auf den Bächen wegschaffen muß, und alle der Schmutz schon die Festigkeit eines Steins gewonnen hat, so ist die Abfuhr dieser verhärteten Materien, die vorher von den Steinen abgelöset werden müssen, wirklich kein kleines Werk. Die Straßen würden innerhalb drey Tagen ganz unwegbar werden, und jeder, ohne dem Beistand der Polizey, welche ihre Wachsamkeit und ihren Eifer verdoppelt, bey sich selbst eingeschlossen bleiben müssen.

Es giebt so gut bearbeitete Theile, daß es unbegreiflich bleibt, warum andre dagegen so ganz vernachlässiget sind.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Schilder.

Die Schilder sind itzt in den Mauern der Häuser und der Kramladen angebracht, anstatt, daß sie sonst an langen eisernen Stangen herab hiengen, und das Schild mit der Stange bey einem großen Winde die Vorübergehenden mit jedem Augenblik zu zerquetschen drohte.

So bald sich der Wind erhob, so stießen alle diese bald wankend gewordene Schilder an ein-

ander, und rieben sich eines an dem andern. Eben dieses verursachte ein klagendes, mißstimmiges Geklirre, das sich in Wahrheit keiner vorstellen kann, der es nicht selbst gehöret hat. Noch mehr: eben diese Schilder warfen des Nachts einen weiten Schatten von sich, welcher das schwache Licht der Laternen ganz unbrauchbar machte. Diese Schilder waren größtentheils von kolossalischer Größe und erhobenem Schnitzwerk. Sie stellten einer Nation, welche die kleinste in ganz Europa ist, das Bild eines Riesenvolkes vor Augen. Da sah man eine Degenscheide von sechs Fuß in der Länge, einen Stiefel, nicht kleiner als ein Weinfaß im Umfang, einen Sporn, so groß wie ein Wagenrad, einen Handschuh, der in jedem Finger ein Kind von drey Jahren beherbergen konnte, ungeheure Köpfe und Arme mit einem Rapier in der Hand, das sich bis über die ganze Breite der Straße ausdehnte.

Die Stadt, welche nun nicht mehr mit diesen ungestalten Schildern bespicket ist, gewähret so zu sagen, dem Auge einen reinen, gefallenden, ebenen Anblik. Man ist diese weise Anordnung dem Herrn Anton Raimund Johann Albert Gabriel von Sartine schuldig, der vom

Polizeylieutenant zum Minister der Marine erhoben worden ist.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Die Hallen.

Der Anblik, welchen die Blumen- und Fruchthallen im Frühjahr und im Sommer mit dem anbrechenden Tage gewähren, ist der Einzige in seiner Art. Man ist erstaunt; man ist bezaubert — wirklich einer der sehenswürdigsten Gegenstände in der Welt! Die Flore und die Pomone bieten sich eine der andern die Hand, und sie hatten nie einen schönern Tempel. Die Schätze des Frühlings leben im Herbste von neuem auf, und die drey Jahreszeiten machen gleichsam nur eine aus.

Die besten Pfirsiche bekommt man in den Gegenden um Paris. Die Sorgfalt, die man auf ihre Kultur wendet, macht sie so fürtreflich.

Ein Violenstrauß in der Mitte des Winters kostet zwei Louis, und es tragen sie doch immer einige Frauen zum Verkauf.

Das erstre Maas grüner Erbsen wird zuweilen für hundert Thaler verkauft. Es kauft sie ein reicher Generalpachter, und es ist ein Gärtner, der dieses Geld als den Preiß seiner

Sorgfalt einerndtet. Ich sehe es lieber, daß es in seine Hände, als in die Hände eines Juveliererś kommt.

Wenn die Eßwaaren, welche in den Hallen ankommen, einen einzigen Tag fehlten, so würden die Speisemittel bis zum doppelten Preiße steigen, und den dritten Tag wäre schon die ganze Stadt in der äußersten Hungersnoth.

Alle Lebensmittel sind bis zu einem ungeheuren Preiße gestiegen. Es ist dieses eine Folge des Luxus auf den Tafeln der Großen. Sie nehmen alles weg, und der Arme muß sich dann noch um den Ausschuß streiten. Der große Zulauf erhält diese armseligen Ueberbleibsel beinahe mit den besten Stücken in demselbigen Werthe.

Man muß heut zu Tage Vor- und Zwischengerichte bis zum Ueberfluß haben, und man ißt nicht den vierten Theil von dem, was auf dem Tische steht. Alle diese kostbaren Schüsseln werden von dem Hausgesinde verschlukt. Ein Lakais hat seine weit bessere Nahrung, als ein gemeiner Bürger. Dieser wagt es nicht einmal, an den Seefisch zu denken; er athmet den Geruch desselben, und das ist es alles! Aber die Bedienten der Großen werden mit Leckereyen gesättiget.

Wenn die Haushofmeister alles, was ihnen ansteht, in ihre weiten Körbe eingepakt haben, so kommen die Dienstmädgens mit ihren Schürzen. Das ist ein ewiger Streit. Was stückweise verkauft wird, das wird um dreimal theurer verkauft, weil jede kleine Haushaltung mit der andern um die Wette darnach rennt. Die Fischweiber machen hier das Gesetz. Will man ein Mittagsessen haben, so muß man bezahlen, was sie fordern. Daher genießt auch kein Volk in der Welt eine schlechtere Kost, als das Volk zu Paris.

Des Mittags Suppe, etwas Gekochtes, des Abends Petersilie, oder Boeuf à la Mode, beinahe niemals Fische, selten Zugemüs, weil die Zubereitung desselben zu kostbar ist: das ist die gewöhnliche tägliche Nahrung. So leben sieben Theile der Einwohner dieser Stadt, deren Aufenthalt von den Provinzalen so sehr beneidet wird, die doch bey weitem nicht so mager speisen, wie jene.

Je dürftiger ein Stand ist, desto schwerer wird ihm die Nahrung. Es giebt arme Familien, für welche eine Cervelatwurst zu drei Sous die ganze Kost ausmacht, weil sich ihr Vermögen nicht weiter erstrekt. Aber das ungesunde Fleisch zu diesen Würsten wird auf der Stelle

für achtzehn Sous das Pfund verkauft. Der reichste Prinz bezahlt das Fleisch auf seiner Tafel nicht um diesen Preiß.

Die Pariser haben sich einige Jahre hindurch mit den scherzhaften Ausdrücken und Schwüren der Fischweiber ergötzt: man kopirte ihren Ton. Vadé zeichnete sich in dieser Volkssprache vor allen aus; aber nun kamen die Calembours und vernichteten alles wieder. Man denkt nicht mehr an den Vadé, und spricht nur vom Marquis de . . . *) und vom Jeannot. Ich sah den Ruhm des Verfassers „de la Pipe cassée“ untergehen, und zittre für den Ruhm des Verfassers der „Comtesse Tation.“

Acht und sechzigstes Kapitel.

Marktplätze.

Die Marktplätze von Paris sind schmutzig, ekelhaft; sie sind ein Chaos, in welchem

*) Der Marquis de . . . ist der bekannte Marquis de Bièvre, der wegen seines Witzes in Calembours und andern Quodlibets berühmt ist. Jeannot ist durch seine Varietés amusantes bekannt. La pipe cassée und la Comtesse Tation sind die Titel zweier Farçen, die in den Boulevards auf der dortigen Bühne gegeben wurden.

alle Lebensmittel ohne alle Ordnung unter einander hingeschüttet sind. Einige aufgebaute Schoppen setzen die Nahrungsmittel der Bürger gegen die Stürme der Witterung noch nicht genug in Sicherheit. Regnet es, so strömt oder tröpfelt das Wasser von den Dächern in die Körbe, in welchen die Eyer, das Zugemüse, die Früchte oder die Butter zum Verkaufe liegen.

Die Gegenden um den Marktplätzen sind zum Gehen untauglich. Die Zwischenräume sind klein und enge. Die Wagen drohen euch alle Augenblicke zu zerquetschen, wenn ihr da mit den Bauern euern Handel schließt. Die angeschwollenen Bäche reißen zuweilen die vom Lande hereingebrachten Früchte mit sich fort, und man sieht die Seefische in einem kothigten, schlammigten Wasser schwimmen.

Der Lerm und das Getöse ist so groß, daß man eine mehr als menschliche Stimme haben muß, wenn man gehört seyn will. Der Babylonische Thurm konnte keine auffallendere Unordnung vor Augen stellen.

Man hat seit fünf und zwanzig Jahren eine besondere Niederlage für das Mehl errichtet, welche das Quartier der Hallen etwas geräumiger gemacht hat. Aber diese Niederlage ist

sehr enge. Für eine Stadt vom dritten Range wäre sie allenfalls anpassend; aber für den ungeheuren Verbrauch unsrer Hauptstadt ist sie schlechterdings unzureichend. Die Mehlsäcke sind dem Regen ausgesetzt, und ich weiß nicht, was vor eine kärgliche Denkungsart, der Karakter aller unsrer neueren Denkmale, das ewige Hinderniß seyn muß, daß nichts Großes ausgeführet wird.

Die Fischmärkte verunreinigen die Luft. Die griechischen Republiken verboten es den Fischhändlern, mit ihren Waaren an einem bestimmten Orte zum Verkaufe zu sitzen. Die Griechen hatten die Absicht, die Fische frisch und zu einem guten Kaufe zu liefern. Die Fischweiber zu Paris verkaufen den Fisch nicht eher, als bis er verderben will. Sie halten den Kauf so lange an, als sie wollen. Es ist kein Mensch in der Welt, der so alles wegißt, was schon seinem Geruche nach anekelt, wie der Pariser. Macht man ihm darüber Vorwürfe, so hat er keine andere Ausflucht, als daß man nichts anders zu essen hat, und doch soupiren muß. So soupirt er dann, und soupirt sich krank mit seinem halbverfaulten Fisch.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Der Hünermarkt.

Leckerhafte Pariser, Pariser, die ihr so ängstlich auf eure Gesundheit denkt, eßt nichts mehr von den Tauben zu Paris, so bald sie vom Hünermarkte kommen! Stellt euch nur vor — soll ich es sagen? — daß alle diese Tauben, welche ankommen und nicht an einem Tage verkauft und verzehrt werden können, von Leuten gepropft worden sind, die ihnen mit ihrem Munde Wicken in den Kropf einblasen. Schneidet man sie ab, so nimmt man diese nemliche schon halbverdaute Wicke, und der nemliche Mund bläßt sie einer andern Taube wieder ein, die nur erst den Tag darauf abgeschlachtet wird. Stellt es euch vor, was ein stinkender, verdorbener oder kränkelnder Hauch dieser Nahrung vor Gefahr und Fäulniß mittheilen kann! O, wenn sie euch in silbernen Schüsseln vorgesetzet wird, denkt, ich bitte euch, denkt an den vergiftenden Mund der Taubenhöcker.

Dieser zweideutige Mund treibt sein Gewerbe öffentlich unter den Augen der ganzen Welt, und die ganze Welt ißt die auf diese Art gepropften Tauben ruhig hinein.

Ich bitte meinen Leser um Vergebung, daß ich ihm ein so ekelhaftes Gemälde vor Augen stelle. Aber ich will lieber auf einen Augenblik seine Delikatesse beleidigen, als ihm eine so nützliche Warnung vorenthalten.

Alles Wildpret und Federvieh kommt auf dem Hünermarkt zum Verkauf. Es sind eben so Officiers de volaille, wie Officiers de maree angestellt. Mit dem Papier unter dem Arme und der Feder unter der Perüke zeichnen sie die kleinste Lerche schriftlich auf. Jedes Kaninchen hat in bester Form mit der Anzeige des Tages seinen Todtenschein. Es ist eine herrliche Sache um die Erfindung dieser Beamten. Sie ist ganz eine Veranstaltung der Krone selbst. Man kann nicht einen Hasen essen, bevor nicht der bestellte Beamte seinem Amte mit aller Feierlichkeit nachgekommen ist.

Man muß am heiligen Abend vor dem Martins- oder der drei Könige, oder dem grünen Donnerstag all das kleine Bürgervolk in Person handeln, und eine Gans oder einen welschen Hahn, oder eine alte Henne, die man aber doch Poularde nennt, kaufen sehn. Da geht alles mit dem Kopfe in der Höhe und dem Vorrath in der freyen Hand ins Haus zurük. Man rupft das Geschöpf vor der Thüre, um es der

ganzen Nachbarschaft anzuzeigen, daß man den andern Tag weder Boeuf à la Mode noch Hammelsbraten ißt. Und der Stolz ist mehr noch gesättigt, als der Appetit.

Man ißt das Federvieh nie wohlfeiler, als wenn der König zu Fontainebleau ist. Die königlichen Küchenmeister hohlen nichts mehr von Paris; die Großen sind am Hofe, und der gemeine Mann ist dann im Stande, den Preiß eines jungen Huhns bestreiten zu können.

Siebenzigstes Kapitel.

Gast-Tische.

Die Gasttische sind für Fremde unausstehlich; aber es giebt keine andre. Man muß in einem Zirkel von zwölf unbekannten Leuten essen, so bald man sich nur niedersetzt, und wer aus Schüchternheit höflich ist, der kommt nie dazu, daß er für sein Geld sich satt essen kann.

Die Mitte des Tisches — da, wo gerade die derben, sättigenden Gerichte stehen — ist allemal mit den eigentlichen geübten Fressern bepflanzt, die sich dieser Hauptschüsseln bemächtigen, und sich gar nicht, wie andre, damit abgeben, die gangbaren Neuigkeiten zu erzäh-

len. Mit Kinnbacken, die nie ermüdet werden können, im Munde, fressen sie bey dem erstern Signal alles vor sich weg. Ihre dicke, zum Artikuliren unbiegsame Zunge weiß dargegen die größesten, besten Stücke in den Magen herabzuzwängen. Diese Athleten leeren, wie der Milon von Crotone, die Tafel von ihren Schüsseln, und man verflucht sie am Ende weniger Augenblicke eben so, wie der Sancho Pansa seinen Arzt verfluchte.

Unglük für einen Mann, der seine Bissen langsam kaut! In der Mitte dieser begierigen, derben Schlucker wird er bey der ganzen Mahlzeit fasten. Umsonst wird er von den Aufwärtern das Brod betteln, welche die Tafel bedienen; die Tafel ist schon leer, ehe er sich noch bedienen lassen kann. Ihre, an wiederhohlte Befehle schon gewöhnte Ohren sind gegen alles Geschrey und Drohen taub. Das kürzeste ist, daß man essen muß, weil hier Gehorsam zu fordern, eine ohnmögliche Sache bleibt.

Haben diese Geiers mit dem aufgefressenen Theile ihrer Gesellschaft den tiefen Schlund ihres Magens mit gleicher Gefräßigkeit und Grobheit erst einmal angefüllt, so fangen sie an, die unausstehlichsten Plauderer zu werden.

Sie erfüllen das vom Geruche der Speisen duftende Gewölbe der Speisesäle mit ihrem lauten Geschrey und Verworrenheit in der Materie und im Gespräche, Zweideutigkeit im Ausdrucke und Unanständigkeit in Gedanken, alles stimmt in ihren Gesprächen mit einander überein. Es würde ein Wunder seyn, wenn man diese Säle, ohne von denen mit plumpen ungeschikten Händen in Eile, wie mit der Post, herbeigetragenen Schüsseln einige Flecken auf seinem Kleide davon zu tragen, wieder verlassen wollte.

Es giebt auch Garküchen, die man nur die Archen Noäh zu nennen pflegt, in welchen man für zwei und einen halben Sous essen kann. Da speisen gewöhnlich die weniger bemittelten Personen, und gehen dann auf die Promenaden, in die Comödie, und rühmen sich anderswo gespeiset zu haben, — als wenn es eine Schande wäre, daß man mit wenigem Aufwand dinirt, wenn man kein Vermögen hat.

Ein und siebenzigstes Kapitel.

Koffeehäuser.

Man rechnet auf sechs bis siebenhundert Koffeehäuser. Sie sind die gewöhnliche

Zuflucht der Müßiggänger und der Schutzort der Dürftigen. Sie erwärmen sich da im Winter, um das Holz in ihren Häusern zu sparen.

Man hält in einigen dieser Koffeehäuser gelehrte Klubbs, kritisirt da über die Schriftsteller, über die Schauspiele, entscheidet über ihren Rang und über ihren Werth. Gewöhnlich machen die Dichter, die eben zum erstenmale auftreten wollen, den meisten Lerm, so wie hingegen diejenigen, die mit ihren Geistesprodukten ausgezischt worden sind, sich mit Satire zu rächen pflegen. Der unbarmherzigste Kunstrichter ist allemal ein verachteter Schriftsteller.

Da entspinnen sich die Kabalen für und gegen die Werke des Genies, und es giebt Häupter von Partheyen, die sich immerwährend furchtbar zu machen suchen. Sie ziehen den ganzen Tag vom Morgen bis an den Abend gegen einen Schriftsteller los, gegen welchen sie eingenommen sind. Oft haben sie ihn nicht verstanden; aber sie schreyen dennoch gegen ihn, und es bleibt nichts anders übrig, als daß der Gelehrte diesen Unsinn gelassen erträgt.

In den mehresten Koffeehäusern ist das Geschwätze noch unerträglicher. Es dreht sich

immer und ewig um denselben Gegenstand, die Zeitungen, herum. Die Leichtgläubigkeit der Pariser hat in dem Stücke keine Grenzen. Sie verschlukt alles, was man ihr aufdringt, und tausendmal betrogen kehrt sie immer wieder zu den Zeitungsnachrichten der Minister zurük.

So ein Mann kommt des Morgens um zehn Uhr ins Kaffeehaus, um nicht eher als des Abends um eilf Uhr wieder nach Hause zu gehen. Sein Dinér ist eine Tasse Kaffee mit Milch, und sein Soupé eine Bavaroise. Der einfältige Reiche spöttelt darüber, anstatt daß er ihm seinen Tisch anbieten sollte.

Es ist nicht einmal anständig, die Kaffeehäuser zu besuchen, weil man Armuth an Bekanntschaft und gänzliche Leere im Umgang mit guten Gesellschaften damit verräth. Und doch würde ein Kaffeehaus, in welchem sich gelehrte, liebenswürdige Männer versammleten, wegen seiner Ungezwungenheit und Frölichkeit, vor allen unsern Gesellschaften, die dann und wann langweilig sind, bey weitem den Vorzug verdienen.

Unsre Vorfahren giengen ins Wirthshaus, und erhielten damit, wie man behauptet, die Munterkeit ihres Geistes; wir wagen es nicht mehr ins Kaffeehaus zu gehen. Das schwarze

Getränke, was man in denselben einschlürft, ist weit nachtheiliger, als der edle Wein, in welchem sich unsre Väter betranken.

Es herrschen Traurigkeit und beißender Ton in diesen schimmernden Sälen, und der schwermüthige Geist entdekt sich von allen Seiten. Ist es etwa das neue Getränke, was diesen Unterschied bewirket hat?

Im ganzen genommen ist der Kaffe, den man daselbst genießt, schlecht und zu stark gebrannt, die Limonade gefährlich, und das geistige Getränke, wie der Brandtewein, ungesund; aber der einfältige Pariser, der sich nur am äußern Scheine festhält, trinkt alles, frißt alles, verschlukt alles.

Jedes Kaffeehaus hat seinen Generalsprecher für sich. Ein Kaffeehaus in den Vorstädten hat gewöhnlich einen Schneider- oder Schusterpurschen zum Haupte, und warum das nicht? Ist es nicht billig, daß die Eigenliebe eines jeden etwas Nahrung habe?

Man liebkoset mit den Wirthinnen in den Kaffeehäusern. Immer von Männern umringt, müssen sie einen höhern Grad von Tugend besitzen, um alle den Versuchungen, die auf sie eindringen, zu widerstehen. Sie sind alle Coquetten im hohen Grade; aber die Co-

quetterie scheint auch ein von ihrem Gewerbe unzertrennliches Eigenthum zu seyn.

Zwei und siebenzigstes Kapitel.

Der Mann mit hundert und sechzig Millionen.

Ich war in einem Koffeehause, und saß an der Seite eines Russen, der mich mit Neugierde über Paris ausfragte. Es trat ein ziemlich dicker Mann mit einer Knotenperüke herein. Der Rok war abgeschabt und die Tresse verbraucht. Er setzte sich in eine Ecke und schlürfte seine Bavaroise mit Langsamkeit bis zur langen Weile, und mit der Unthätigkeit eines geschäftlosen, müßigen Mannes hinein.

Sie sehen doch, sagte ich zu meinem Nachbar, da den Mann, der so schläfrig da sitzt und noch in einer Stunde nicht fertig seyn wird. Ja, sagte er. Nun dieser Mann ist die Stütze des Staats und des königlichen Schatzes! — Wie? — Ja er ist es, der dem Könige von Frankreich jährlich hundert und sechzig Millionen und drüber zur Unterhaltung seiner Trouppen, seiner Marine und seines Hauses liefert. Er hat die fünf großen Pachten in Pacht genommen, und vorgestern den Kontrakt mit dem

Könige unterzeichnet. Die Generalpächter sind seine Agenten, seine Faktoren; sie arbeiten alle unter ihm und unter seinem Namen, einem Namen, der in ganz Frankreich gilt. Er hält nach seinem Belieben die Karossen der Prinzen an den Barrieren an, besucht alles, was er besuchen will, zwingt die Bürger, sein Salz wider ihren Willen zu nehmen, verhindert den Bauer, am Ufer des Oceans seine Speisen mit dem Meerwasser zu salzen, drukt seinen Stempel auf alle gerichtliche Papiere, und schreibt unter seinem Namen die Assignationen an den erstern Prinzen so, wie an den Privatmann. Er hat einen weit wirkenden Kredit; denn er gewinnt alle Prozesse, und Personen, die ihm das kleinste Unrecht zufügen, werden zur Galeere verurtheilt, und zuweilen gehangen. Er hat seinen eignen Gerichtshof, und Richter, die ihm bis zur Bewunderung ergeben sind. Seine Person ist wirklich theuer, weil sie dem Könige für seine Forderung bürgt; und wenn er einmal nicht bezahlte, so würde sich der König zur Bezahlung seiner Person bemächtigen. Aber er zahlt richtig, und noch mehr: er ist uneigennützig im hohen Grade. Man sage es immer, daß die Verpachtung das Königreich erschöpfe! — Ein wahres Märchen! — Des-

nen Sie, ich bitte Sie, den Russen die Augen, wenn Sie nach Petersburg zurükkommen werden. Dieser Mann treibt dem Könige hundert und sechzig Millionen und drüber für eine Besoldung von viertausend Franks des Jahres auf. Er gebraucht nicht einen Sous darüber, und ist das Muster der genauesten, strengsten Oekonomie. Es ist freilich wahr, daß er etwas ungetreue Faktoren hat; aber die Faktoren sind immer raubsüchtig. Sie sind reicher, als er, auch das ist wahr; aber seine ununterbrochene Mäßigung bleibt immer dieselbige, und allemal geschieht es doch mit seiner Einwilligung, daß jeder seinen Reichthum genießt. Haben Sie einen Mann in Ihrem Lande, der Ihnen gegen einen Gehalt von viertausend Livres hundert und sechzig Millionen zusammensammlet und einliefert? Sie müssen es doch gestehen, daß der König von Frankreich für einen billigen Preiß bedient ist, und daß er einen geschikten treuen Diener in dieser Person besitzt.

Der Russe verstand es nicht, was ich sagen wollte, und machte voll Erstaunen große Augen. Ich mußte es ihm endlich erklären, wer der Nicolaus Salzard, der Nachfolger des Lorenz David und des Johann Alaterre, sey.

So bald er es erfuhr, daß es ein Kammerdiener und ehemaliger Thürhüter war, welcher die Verpachtung der Generalpachten übernommen, und mit dem Könige im Angesicht von ganz Europa einen Kontrakt unterzeichnet hatte, so konnte er sich nicht enthalten, so höflich er auch war, dem Nikolaus Salzard ins Gesicht zu lachen.

Salzard merkte aber nicht einmal darauf. Er stieg schwerfällig auf, bezahlte mit Gemächlichkeit, und gieng maschinenmäßig ab, ohne zu wissen, nach welcher Seite er sein für die Einkünfte des Staats verbürgtes Ich hindrehen sollte.

Drei und siebenzigstes Kapitel.

Projektenmacher.

Gehet in ein andres Kaffeehaus. Ein Mann sagt euch mit ruhiger, gesetzter Stimme ins Ohr: Sie können sich die Undankbarkeit der Regierung gegen mich, mein Herr, und wie verblendet sie über ihre eignen Vortheile sey, nicht vorstellen. Seit dreißig Jahren habe ich meine eignen Geschäfte vernachlässiget, mich in mein Zimmer verschlossen, immer gedacht, nachgesonnen und berechnet, das herrlichste

Projekt erdacht, um alle Staatsschulden zu bezahlen; wieder ein andres, um den König zu bereichern, und ihm die Einkünfte von vierhundert und einer Million zu versichern; dann ein drittes, um England, dessen Name allein mich schon empört, auf immer zu stürzen, und unsre Handlung zur erstern Handlung der Welt zu erheben, so wie sie der erstern Nation in Europa zukömmt; darauf ein viertes, um uns zu Meistern von ganz Ostindien zu machen; und endlich ein fünftes, um den Kaiser, der uns frühe oder späte irgend einen schlimmen Streich spielen wird, — denn ich habe seinen brennenden Ehrgeitz und seinen geheimen Haß gegen uns entdekt — im Zaume zu halten. Die Klarheit aller dieser Projekte war unsern Ministern in die Augen fallend, weil mir keiner auch nur den mindesten Einwurf machen konnte — und wer nichts sagt, der genehmiget. Aber sehen Sie ihren Mangel von Erkenntlichkeit, ihre schwarze Undankbarkeit! So ganz allein mit diesen weitaussehenden Entwürfen, die alle Anstrengung des Geistes erforderten, beschäftigt, achtete ich nicht auf meinen Mangel im Hause. Wachsame Gläubiger hielten mich drei Jahre im Gefängnisse, und eben der Mann, der dem französischen Namen seinen

alten Glanz wieder geben sollte, konnte nichts als einen elenden Sicherheitsbrief von den Ministern erhalten. Sie erwarten sicher meinen Tod, um sich aller meiner Ideen zu bemächtigen; aber ich erkläre mich zum voraus gegen diesen ungerechten Raub! Alles, was in hundert Jahren hier geschehen wird, ist mein Werk, das glauben Sie! Aber hier sehen Sie, mein Herr, was Patriotismus nutzt — ungekannt und als Märtyrer des Vaterlandes zu sterben.

So giebt es zu Paris sehr ehrliche Leute, Oekonomisten und Antiökonomisten, mit warmen, thätigen Herzen für das Beste des Staats; aber unglüklicher Weise mit einem gebrechlichen Kopfe, das heißt, mit kurzsichtigen Augen, welche weder das Jahrhundert, in welchem sie leben, noch die Menschen, mit denen sie zu thun haben, kennen; unerträglicher noch, als die Narren, weil sie mit halben und falschen Einsichten von einem unthunlichen Grundsatze ausgehen, und dann Schlüsse auf Schlüsse aus demselben folgern. Der eine spricht von der physischen Kraft der moralischen Evidenz, und der andre behauptet ein einziges unabänderliches System, da doch die Politik schon ihrer Natur nach der Abänderung unterworfen ist. Jeder von ihnen erstaunt, daß bey den großen

Planen, die er gefaßt hat; dennoch alles einen so schiefen Gang geht. Der Mechaniker könnte es ihnen sagen, warum ihre Projekte bloße Träume sind — darum, weil er, so bald er einen Fluß einschränken, einen Damm aufrichten, oder ein Rad in Bewegung setzen will, sowohl die Stoß- als Widerstandskraft, und die Friction, die oft die schönste Maschine zerrütten kann, auf's genaueste gegen einander abwägt, und allemal, so bald er einer physischen Wirkung widerstehen will, eine andere physische Kraft zu Hülfe nimmt.

Vier und siebenzigstes Kapitel.

Der Pakhof.

Der Pakhof, unter der Direktion des Niklaus Salzard, ist ein mit tauben Faktoren, und rothbackigten, vom Weine durchaus duftenden Lastträgern, die auf den untereinander geworfenen Ballen hin und herlaufen, bevölkertes Land. Da verliert sich ein armer Ausländer, ohne zu wissen, an wen er sich halten soll. Er spricht diejenigen umsonst an, welche vorübergehen; kein Mensch, der ihn hören will. Es kommt so weit, daß er acht Tage hindurch weder Strümpfe noch Hemden hat.

Er mag wollen oder nicht; er muß sein Felleisen oder seinen Koffre, die unter drei bis viertausend eine auf die andre gethürmten Kisten begraben liegen, aufsuchen. Man sollte beinahe sagen, daß das Feuer die Stadt ergriffen, und daß man alles, was man nur retten konnte, bunt untereinander zusammengeworfen hätte. Kaum daß er sie wieder erkennen wird! Sie werden verunstaltet, zerlumpt, geöfnet, und locker und plump wieder zugepakt seyn. Er steht da vom Morgen bis zum Abend, ehe er sie wieder sieht und in seine Hände bekömmt, und läuft am Ende Gefahr, sie auf den Achseln des schnellfortschreitenden handfesten Lastträgers, welcher in dem Labyrinthe der Strassen gerade fortläuft, und den Fremdling, anstatt daß er diesem auf dem Fuß folgen sollte, immer hinter sich herwandeln läßt, gar zu verlieren.

Er muß wohl zehn Scheine ausstellen, und in sechs besondern Gerichten Geld auslegen, ehe er seinen Ueberrok und seine Nachtmütze erhalten kann. Eure Garderobe ist der strengsten Untersuchung unterworfen, und der Faktor des Nikolaus Salzard wird es bis auf ein Haar wissen, wie viele Beinkleider ihr bey euch habt.

Dieser fürchterliche Pakhof ist das Grab der Handlung. Man könnte sagen, daß ihm alle Effekte der ganzen Welt zugehören, und daß er euch eine Gnade erzeigt, wenn er euch eure Koffres und Ballen wieder giebt.

Wahrhaftig ein großes Vergnügen, in Frankreich zu reisen! Euer Felleisen wird an der Grenze jeder besondern Provinz aufs neue geöfnet. Man kehrt es zu unterst zu oberst, so wie ihr dreißig Meilen gemacht habt, und alles — um die unermüdete Neugierde des Nikolaus Salzard zu befriedigen.

Fünf und siebenzigstes Kapitel.

Königlicher Schatz.

So wie heut zu Tage alles in der Hand des Königes ist, — so ist es auch da, wo alles Geld des ganzen Königreichs hinkömmt, und nach der Vielheit der Auflagen muß sich jeder Thaler zu sechs Livres in einem kurzen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren durch einen unwiderstehlichen Zug dahin verlieren. Sogar das Gesetz der Attraktion hat keine wirksamere, schnellere Kraft. Es ist ein Strom, der unaufhörlich an dem Fuße des Thrones hinfließt, und aus dem man mit einer Begier-

lichkeit schöpft, als wenn man ihn zuweilen plötzlich austroknen wollte. Da strömt der Pfennig der Wittwe, der gesammlete Heller des Taglöhners hin! Gott, wie viel vergossene Thränen, um diesen ungeheuren Fluß, diesen Goldfluß, im Laufe zu erhalten!

Eine Menge von Schatzmeistern schöpfen, wie große Wassereymer, die man einen um den andern in die Brunnen herabläßt, die Summen heraus, die man für den Krieg, für die Marine, die Artillerie, die Fortifikation, für die Unterhaltung des königlichen Hauses, für allen Aufwand endlich gebraucht, welchen der König, es sey nun mit Vernunft oder aus Eigensinn, im Königreiche macht.

Die schnelle Leichtigkeit, mit welcher man die großen in demselben verwahrten Summen herausnimmt, macht einen Kontrast mit der ewigen und lästigen Anstrengung einer Armee von hundert und funfzigtausend Faktoren, die mit dem Degen in der einen — und der Feder in der andern Hand mit Ungestüm die Theilgen abpressen, die diesen unabsehbaren Haufen von Goldstücken, welche, so bald sie nur das Becken des Stroms berührt haben, wieder zerschmelzen und verfliegen, anhäufen müssen.

Er ist fast immer trocken, der anziehenden

ohne Aufhören fortarbeitenden Pumpe ohngeachtet, deren fürchterliche Bewegung zwar nie unterbrochen werden kann, aber den Staatskörper aufs äußerste ermüdet, bis er zuletzt von Ermattung und Erschöpfung gänzlich dahin sinken wird.

Gerade itzt schwimmt Frankreich gleichsam im Wasser: der Schweis strömt ihm so gar von der Stirne. Wird es diese heftige Anstrengung lange aushalten? Und hat man wohl die Abnahme der reellen Kraft genau berechnet? Das Spiel, welches es in Bewegung setzt, ermüdet freilich nicht, ich weiß es; aber um mich eines Volksausdruks zu bedienen — denn ich liebe sie überaus — wird es immer so seinen Gang fortgehen wie eine Geige?

Sechs und siebenzigstes Kapitel.

Rentisten.

So heißen diejenigen, welche ihre Kapitale nur zum Besten ihres Ichs alleine aufgehäuft, den König zu ihren Universalerben gemacht, und ihm ihre ganze Nachkommenschaft gegen eine jährliche Rente zu zehn von hundert verkauft haben. Sie haben Brüder, Enkel,

Vettern, Freunde, und zuweilen ihre eignen Kinder enterbt. Sie heirathen nicht, leben unthätig von einem Quartal zum andern fort, und sagen es sich an jedem neuen Morgen mit einer Art von Wollust, daß sie noch nicht gestorben sind. Alle sechs Monate lassen sie ihre Quittung von einem Notar aus dem Kirchspiele bescheinigen, zum Zeugniß, daß sie noch am Leben sind.

Was ihnen zufällt, das legen sie auf der Stelle wieder an. Und dieses Geld, welches eigentlich dazu bestimmt ist, die Handlung zu nähren und die Industrie zu unterstützen, geht in den Kisten des Königs auf ewig verloren.

Diese Kisten ziehen alles an sich, was sie nur an sich ziehen können. Sie stehen immer für Anleihen offen, und hören nie auf, nach dem Gelde lüstern zu seyn, was ihnen angeboten wird.

Der Durst des Wassersüchtigen verdoppelt sich, wie man weiß, mit dem Trinken. Man fordert immerwährend. Man weiß es, daß die epidemischen Krankheiten die Zahlungen des Hotel de Ville erleichtern. Man weiß es, daß man viel gewinnen kann, wenn man mit dem Tode, so zu sagen, Parthie im Spiele macht, und daß seine gewaltsam um sich greifende Tücke

in dem und dem Zeitpunkt eine reichere Erndte thut, als keine Tabellen des menschlichen Lebens angeben werden, so bald sie von bloßen Berechnern und nicht von Kapitalisten entworfen worden sind. Die Rentenauszahler wissen es recht gut, was die nassen und langen Winter der dem Könige einbringen. Gern, gern würden die Prinzen, eben so durstig nach Gelde, dem Monarchen nachahmen, der zuverlässig die Aerzte nie aus seinen Staaten verbannen wird, so wie es der Senat zu Rom ehemals that.

Aber wie konnte eine weise Regierung so zahlreichen und unglaublichen Unordnungen die Thore öfnen, die durch die jährlichen Leibrenten entstehen? Zerrissene Blutsfreundschaft, beköstigte Trägheit, privilegirter Celibat, triumphirender Egoismus, und bis zu einem System und zur Praxis gediehene Härte — das sind die geringsten Folgen, die aus demselben entspringen. Ein Mann, der von Renten lebt, kennt nichts, als das Hotel de Ville, und so lange nur dieses offen bleibt, so bekümmert er sich wenig um alles andre, was ihn umgiebt. Er muß nothwendig sein ganzes Leben hindurch falsch urtheilen, weil er nichts anders wünscht, als daß sein großer Schuldner alles besitze,

alles an sich reiße, damit ihm nur seine kleine Leibrente desto gewisser bleibe. Ist es nicht die Befriedigung, die wir nur gar zu gern unsrer Eigenliebe und unsern persönlichen, für uns nur allein bestimmten Freuden gewähren, die uns unsre Augen gegen unsre Verwandte, Freunde und Mitbürger verschließt? Alles geht verloren — Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, Zärtlichkeit, ihr selbst geht verloren! Neun — zehn pro Cent! und wenn ich dahin bin — die Sündfluth! Das ist die mörderische, triumphirende Wahrheit! Ich rathe den Leuten, die von Renten leben, daß sie ihr Jahrgeld in der reinen freyen Luft des Landlebens verzehren mögen. Es ist eine durch Erfahrung ausgemachte Wahrheit, daß man in den Hauptstädten nicht so lange lebt. Man führt eine Lebensart, welche alle Ordnung in Stunden und Jahrszeiten umkehrt. Die Zahl der Gestorbenen überwiegt allemal die Zahl der Gebornen. Ich rathe ihnen, ihren königlichen Schuldner zu täuschen, und so lange zu leben, als sie nur immer leben können; aber es kann nur durch die Entfernung von seiner Hauptstadt geschehen, daß sie das Projekt eines Gewinnstes über ihn zur Wirklichkeit bringen werden.

Die Anzahl der Mädgen, welche schon über das mannbare Alter hinausgerükt sind, ist in Paris unzählbar. Sie haben Leibrentenkontrakte geschlossen, und das die Ursache, warum sie keinen Ehekontrakt schließen können! Denn das unvermeidliche Elend der Kinder, die aus so einer Verbindung entspringen, tritt sogleich als die erstre Betrachtung vor die Seele.

Ein Leibrentenkontrakt macht einen Privatmann zum Einsiedler, und hindert ihn, die Pflichten des Mitbürgers in Ausübung zu bringen.

Sieben und siebenzigstes Kapitel.

Vom schwarzen Rocke.

Mit einem schwarzen Rocke ist man gekleidet, und braucht weder der Mode zu folgen, noch farbigte Kleider zu haben. Man glaubt, daß wir Trauer haben, und wenn diese Trauer auch gleich ewig fortwährt, so kommt man doch allenthalben mit durch.

Freilich verräth er etwas Dürftigkeit, und eben aus der Ursache ist er die Lieblingstracht der Sollicitanten, reducirten Officiers, der Leute, deren Leibrenten stocken, und der Schriftsteller. Diese letztern tragen ihn zuweilen, um

zu ihrem Vortheile zu erscheinen, sich bemerkbar zu machen und sich Jahrgelder zu erbetteln. Eine List, die wirklich einigen gelungen ist; aber es würde gegen allen Anstand seyn, wenn ich die Bemerkung so ganz laut machen wollte.

Die Hoftrauern, welche ziemlich oft kommen, ersparen den guten Parisern einiges Geld. Diese Trauern behagen der größten Anzahl einer Gesellschaft; man könnte alsdann sagen, daß das Vermögen durchaus gleich sey.

Das Absterben gekrönter Häupter ist also keine unangenehme Sache für Paris. Diese Todesfälle setzen die ganze Welt in eine gewisse Ordnung mit sich selbst. Der schwarze Rok paßt für Armuth, für rauhe Witterung, für Oekonomie und für Abneigung gegen einen langaufhaltenden Anputz gleich gut. Ich erbe von diesem Könige! schrie ein Dichter von meiner Bekanntschaft ganz laut! Wie? — Nun! es würde mich in diesem Frühjahr einen neuen Rok gekostet haben, also zwanzig Pistolen, die ich in die Tasche stecke, und ich trage die Trauer für Seine wohlthätige Majestät herzlich gern.

Es ist wirklich lustig, einen Galanteriekrämer die Trauer für gekrönte Häupter tragen zu sehen, deren Namen er nicht einmal recht

aussprechen kann. Aber eine Gewohnheit, die nun gång und gebe geworden ist, und selbst fůr die niedrigsten Stånde der Gesellschaft nichts abgeschmaktes mehr in sich faßt. Erst wenn die kleine Trauer angeht, verrathen diejenigen, die kein Vermògen haben oder sie sich nicht anschaffen kònnen, ihren Stand. Die eitlen Geschòpfe erscheinen dann wieder in ihrem Glanze, und thun sich auf die Důrftigkeit etwas zu gut, die keine andre Trauer, als vom Kopf bis auf den Fuß, anlegen kann.

Kein schimmernderer Anblik in einem Schauspielhause, als zur Zeit der kleinen Trauer! denn dann erscheinen die Frauen und Diamanten in ihrem schònsten Glanze.

Acht und siebenzigstes Kapitel.

Die Windbeutel.

Junge Leute, die von den Ufern der Garonne herkommen, Schneiders- und Gastwirthssòhne, nehmen vor dem Thore einen beliebigen Namen an, stecken ihre Feder auf den Huth, geben sich vor Edelleute aus, und lůgen mit ein bisgen Witz und Dreistigkeit dem einfåltigen Pariser auf die frechste Art was vor. Sie nehmen allenthalben auf Kredit, und

immer auf die nachkommenden Einkünfte ihrer Güter los.

Der Kaufmann zu Paris wünscht lieber zu verlieren, als seine Waaren nicht los zu werden. Man gestattet diesen jungen Leuten den Namen von Chevaliers, Grafen, Marquis. Diese Marquis, Grafen und Chevaliers wohnen in aufgeputzten Zimmern. So lange sie nur bloße Gecken und Windbeutel bleiben, und sich damit begnügen, einige geile Frauen oder alte Wittwen in Kontribution zu setzen, so bleibt die Polizey ganz ruhig dabey. Man duldet sie. Aber bey der kleinsten Betrügerey entadelt man sie im Biçetre.

Der unbedeutendeste Edelmann nennt sich, auch in dem unbeträchtlichsten Kontrakte, einen hochgebohrnen, gnädigen Herrn. Der Sekretair schreibt alles nieder, was man ihm vorsagt; daher die unglaubliche Schwachheit, sich selbst angemaßte Namen und Titel zuzueignen.

Der neue Adel sucht von seiner Seite gern um eine Stufe höher zu klettern, seine Abkunft zu verbergen, und leidet durchaus an der Sucht, seine Güter in Marquisate erheben zu lassen.

Diese übertriebene Eitelkeit verrükt einer Menge die Köpfe. Eben das die Ursache, warum man sich heut zu Tage daran gewöhnt, nur

ohngefehr vier bis fünf Häuser vor ächten alten Adel anzusehen, und man thut wohl daran. Denn ist unter allen Vorurtheilen, die uns dumm machen, das Vorurtheil des Adels — Erziehung und Einsicht setzen fast alle Menschen von guter Erziehung auf eine und dieselbige Stufe — das sinnloseste und beleidigendeste, so ist es nicht mehr denn billig, daß man den Haufen von Menschen lächerlich mache, die sich auf den Namen ihrer Vorfahren, sie seyen nun wahr oder erdichtet, von ihren Mitbürgern, die doch weit ehrwürdiger, nutzbarer und empfehlungswürdiger sind, als alle die gnädigen Edelleute und Landjunkers, sie besitzen nun ihren Namen widerrechtlich, oder haben ihn durch das Ohngefehr der Geburt, absondern möchten.

Neun und siebenzigstes Kapitel.

Pflastertreter.

Gewöhnlich ist es ein Gaskonier, der seine hundert Pistolen Leibrenten aufzehrt, so weit sie nur reichen wollen, in einer Garküche des Mittags speiset, des Abends eine Bavaroise ißt, und voll Eitelkeit auf seinen Promenaden einherspatziert, als wenn er zehntausend

Thaler Leibrenten zu verzehren hätte. Er verläßt mit dem frühen Morgen sein tapezirtes Zimmer, und läuft den ganzen Tag bis um eilf Uhr des Abends in allen Quartieren der Stadt herum. Er geht in alle Kirchen, aber ohne Ehrerbietung, macht Besuche bey Personen, die sich nichts aus ihm machen, und steht unablässig in den Gerichtshöfen, ohne daß er Prozesse hat. Er sieht schlechterdings alles, was in der Stadt vorgeht, wohnt allen öffentlichen Feierlichkeiten bey, läßt es an nichts fehlen, was Aufsehen macht, und zerreißt dabey mehr Schuhe, als ein Spion oder Mäkler.

Stirbt einer von diesen Pflastertretern, so könnte man ihm allemal die Grabschrift setzen: **Er hat seinen Lauf vollendet.**

Ein Gesetz Amasis des Großen, von Egypten, machte es einem jeden Privatmann zur Pflicht, mit jedem Jahre einer obrigkeitlichen Person von der Art und Weise, wie er sich ernährte, Rechenschaft abzulegen. Hätte dieses Gesetz noch seine Kraft unter uns — es würden viele über ihre Verantwortung äußerst verlegen seyn.

Achtzigstes Kapitel.

Das lateinische Land.

Man nennt das Quartier der Straße des heiligen Jakob, die Gegend von St. Geneviève und der Straße de la Harpe das lateinische Land. Da befinden sich die Collegien der Universität, und da sieht man ganze Wolken von Sorbonisten in ihrer geistlichen Kleidung und die Lehrer mit ihren Kragen und junge Juristen und Aerzte und Wundärzte auf- und absteigen. Ihre Dürftigkeit macht ihnen diesen Beruf zum nothwendigen Gesetz.

Wäre die französische Comödie in dem lateinischen Lande, so würde das Parterre mit besserer Auswahl besetzt seyn, als itzt. Dieses Parterre wäre fähig, Akteurs zu bilden. Sicher gegen die heilsame Kritik, welche Studirende machen könnten, verderben diese unter einem ungeschliffenen, geschmaklosen Parterre, das aus lauter Ladendienern aus der Straße St. Honoré, oder aus unbedeutenden Faktoren der Zölle und der Pachtungen zusammengesetzt ist.

So hängt die Vervollkommung einer Kunst von fast unmerklichen und selten wahrgenommenen Verhältnissen ab.

Ein und achtzigstes Kapitel.

Collegien.

Die Collegien und die Freyschulen im Zeichnen pflanzen den Mißbrauch des ewigen Zulaufs so vieler junger Leute zu den blos angenehmen Künsten, zu welchen sie gar nicht gebohren sind, immer weiter fort. Dieser verderbliche Gang der gemeinen Bürger zu Paris entvölkert die Werkstätten der mechanischen, für das Beste der menschlichen Gesellschaft weit wichtigerern, Handwerker. Diese Zeichnungsschulen bringen nichts als Schmierer hervor; und diese Collegien für Leute, welche kein Vermögen haben, setzt einen Haufen von Schreibern in die Welt, die ausser der Feder keine andre Quelle der Nahrung haben, und ihre Armuth und Geschmaklosigkeit in alle fruchtbare Geschäfte übertragen.

Der eigentliche Plan des Studierens ist äusserst fehlerhaft, und der beste Schüler nimmt nach zehn Jahren nur wenige Kenntnisse in jedem Fache mit sich. Wirklich muß man sich darüber wundern, daß man noch gelehrte Leute sieht; aber sie bilden sich durch sich selbst.

Hundert Pedanten wollen die Kinder die lateinische Sprache lehren, ehe sie noch einmal

ihre Muttersprache wissen, da man doch allemal die eine Sprache bis auf den Grund verstehen muß, ehe man eine andre gut erlernen kann. So grob aber hat man in allen Systemen des Studierens geirrt!

Es sind zehn Collegien in vollem Gange. Man opfert sieben bis acht Jahre für die Erlernung der lateinischen Sprache auf, und von hundert Schülern verlassen neunzig die Schule, die sie nicht wissen.

Alle diese Regenten haben eine starke Grundlage von Pedanterie in sich, die sie schlechterdings niemals ablegen können. Auch wenn sie auf ihren Beruf schon Verzicht gethan haben, bleibt sie noch sichtbar. Ihr Ton ist der lächerlichste und unerträglichste von der Welt.

Rom war der erstre Name, der durch meine Ohren klang. So bald ich ein Wörterbuch in der Hand halten konnte, so unterhielt man mich auch schon vom Romulus und seiner Wölfin. Man plauderte mir vom Kapitol und von der Tiber vor. Die Namen Brutus, Cato und Scipio verfolgten mich so gar im Schlafe: man propfte mir die Briefe des Cicero ins Gedächtniß. Dabey kam ein Katechet des Sonntags von der andern Seite, sprach wieder von Rom, als der Hauptstadt der Welt,

wo der påbstliche Stuhl auf den Trümmern des kaiserl. Throns seine Herrschaft ausübe. So war ich immer weit von Paris, Fremdling in seinen eignen Mauern, und lebte zu Rom, was ich niemals gesehen habe, und wahrscheinlich niemals sehen werde.

Die Geschichtbücher des Titus Livius beschäftigten mein Gehirn während meiner akademischen Jahre so ganz, daß ich in der Folge viele Zeit dazu nöthig hatte, um wieder Bürger meines eignen Vaterlandes zu werden! So hatte ich mich in das Glük der alten Römer verloren!

Ich begleitete als ein ächter Republikaner alle Helden der Republik. Ich führte mit dem Senat den Krieg gegen den furchtbaren Hannibal, zerstörte das stolze Karthago, folgte den römischen Feldherren auf ihrem Marsch und dem siegenden Fluge ihrer Adler in Gallien: ich sah sie ohne Entsetzen das Land erobern, in welchem ich gebohren bin, und dachte bey jedem neuen Hinderniß des Cäsars auf ein Trauerspiel. Nur erst seit einigen Jahren hat mich, ich weiß nicht, was vor ein Stral vom gesunden Menschenverstande wieder zum Franzosen und Einwohner von Paris umgebohren.

Es ist ausgemacht, daß man von dem Stu-

dium der lateinischen Sprache einen gewissen Geschmak für die Republiken auffaßt, und daß man die Republik, deren große und ausgebreitete Geschichte man lieset, gern wieder zurükführen möchte. Es ist ausgemacht, daß es Mühe kostet, sich von Rom loszureißen und sich wieder als ein Bürger in seiner Straße zurechtzufinden, wenn man von nichts als vom Senat, von der Freiheit, von der Größe des römischen Volks, von seinen Siegen, vom gerechten Tode des Cäsars und dem Selbstmorde des Cato hört, der den Untergang der Gesetze nicht überleben wollte.

Und doch geschiehet es in einer Monarchie, daß man die jungen Leute mit diesen fremden Ideen, die sie um ihrer Sicherheit, Beförderung und Glükseligkeit willen sehr bald wieder verlieren und vergessen müssen, immer und ewig unterhält. Und es ist ein despotischer Monarch, der die Professoren dazu bezahlt, daß sie euch alle die rednerischen gegen den Despotismus der Könige ausgestoßenen Deklamationen im Ernst erklären sollen! Da muß dann der Zögling der Universität, wenn er nach Versailles kommt und nur ein bisgen gesunden Menschenverstand hat, wider seinen Willen an den Tarquin, den Brutus und alle kühne Feinde

der königlichen Gewalt denken. Entweder ist er ein Dummkopf und gebohrner Sklave, oder er kann sich nur erst nach langen Jahren mit einem Lande vertraut machen, das weder Tribunen, noch Senatoren, noch Consuls hat.

Zwei und achtzigstes Kapitel.

Anatomie.

Es empörte mich allemal der Anblik eines Professors, der seine Vorlesung bey dem Schlusse eines physikalischen Collegiums mit einem barbarischen Versuche bekrönte. Man nagelt einen Hund lebendig mit seinen vier Pfoten an ein Bret, stößt ihm das Messer, seines winselnden Geheules ohngeachtet, in den Leib, öfnet die Eingeweide und befühlt nur sein klopfendes Herz. Muß denn die Gelehrsamkeit mit Grausamkeit begleitet seyn? Und würden die Studenten gar nichts von Anatomie lernen, ohne daß sie vorher nicht Henker gewesen wären?

Die Kunst des Winslow hat schauderhafte Folgen. Billig sollte sich der Anatome mit den Leuten aus dem gemeinsten Volke vereinigen und einen Kontrakt mit den Todtengrä-

dern schließen, so hätte er doch Cadaver *). Aus Mangel an Gelde, steigen die Studenten des Nachts über die Mauern des Kirchhofs, stehlen heimlich einen den Abend vorher erst beigesetzten und begrabenen Körper, und plündern ihn von seinem Leichengewand aus. Nachdem sie den Sarg zerbrochen und das Grab des Todten entweihet haben, so zwängen sie den Cadaver zusammen und tragen ihn in einem Korbe zum Anatomen. Ist dann der Körper zerstükt und secirt, so weiß der Anatome nicht, wie er ihn an die Stelle wieder hinbringen soll, wo er ihn hergenommen hat. Er wirft und zerstreut also die Stücke, wohin er nur kann, es sey nun in den Fluß, oder in die Dachrinne, oder in ein heimliches Gemach. So werden die Gebeine des Menschen mit den Knochen der Thiere, die man verzehret hat, vermengt, und es ist nichts seltenes, daß man in den Misthaufen die Trümmern eines menschlichen Wesens wieder findet.

*) Man muß es anmerken, daß die Todtengräber im Winter niemals Holz ankaufen. Sie heitzen mit Stücken, die sie von den Särgen abschneiden und nach Hause tragen. Gerade aus eben der Ursache haben sie auch niemals nöthig, Geld für Hemden auszugeben.

Alle Wundärzte lieben wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher sie ihre anatomischen Kenntnisse fortsetzen können, vorzugsweise die Hauptstadt. Es giebt da Cadavers im Ueberfluß und zu einem wohlfeilen Preiß. Im Winter werden sie nur auf Abschlag bezahlt. Der Direktor der Anatomie kauft einen Körper zu zehn oder zwölf Franken, und verkauft sie wieder mit einem Louis, auch zehn Thaler, an seine Lehrlinge. Es herrscht ein ununterbrochener Handel zwischen den Todtengräbern und den Schülern der Wundärzte. Geht man in die öffentliche Vorlesung eines Anatomen, so ist man in Gefahr — es ist schauderhaft zu denken — seinen Vater, seinen Bruder, den Freund, den man den Abend vorher erst unter Thränen zum Grabe begleitete, auf der schwarzen Tafel ausgestrekt wieder zu finden.

So wie die Vervollkommung der Arzeney- und Wundarzeneykunst nur allein vom Studium der Anatomie abhängt, so hätte die Regierung den Kunstbeflissenen diesen heimlichen, schändlichen Schleichhandel ersparen, und den ärgerlichen, ekelhaften Auftritten, die daher entstehen, vorbeugen sollen.

Wer sollte es glauben, daß die Winslow,

die Ferrein, im strengsten Verstande der Gesetze, ruchlose Kirchenräuber und Schänder der Grabmäler und damit der schweresten Strafe schuldig geworden sind! Alles muß immer und ewig im Widerspruch seyn, unsre Gesetze, unsre Sitten, und unsre Gebräuche!

Käme einer unsrer Vorfahren wieder zu uns zurük, wie betäubt würde er in dem Amphitheater der königl. Akademie da stehen, daß nicht ein einziges Gesetz den Zugang zu Cadavern berechtigt. Ein Todter war für die Alten eine geheiligte Sache, die man mit Ehrerbietung auf den Scheiterhaufen niederlegte! der Mann war auf der Stelle unrein, der die Hand an denselben zu legen wagte! Was würde er sagen, wenn er diesen Körper auf eine erschrekliche Art zerschnitten, zerstümmelt, und alle diese jungen Wundärzte, mit naktem, blutigen Arme mitten unter diesen empörenden Operationen doch noch Kurzweil treiben und lachen sähe?

Das Hotel Dieu versagt die Ablieferung der Cadavers. Man nimmt also seine Zuflucht zur List. Man stiehlt sie entweder zu Clamart oder man kauft sie auch in der Salpetriére oder im Biçetre. Die Körper der venerischen Personen, die unter der schreklichen Kur gestorben

sind, werden gewöhnlich in der Anatomie bey öffentlichen Zergliederungen gebraucht.

Seit vierzig Jahren hat die Zergliederungskunst nicht die mindeste Fortschritte, nicht eine wichtige Entdeckung gemacht. Der menschliche Körper ist heut zu Tage bis in die kleinsten Theile vollkommen gekannt, und es würde schwer werden, zu dem, was man schon weiß, noch etwas hinzuzufügen; so sehr sind alle Untersuchungen erschöpft! Und doch ist die ganze Anatomie noch zur Zeit ein wahres Wortregister und weiter nichts. Es fehlt noch daran, daß man das eigentliche Spiel der Maschine durchschaue, und ihre Verhältnisse untereinander mit der Vitalkraft abwäge. Hic labor, hoc opus! Der maschinenmäßige geduldige Anatome muß erst einem Genie Platz machen, das auseinander setzt, forscht, und sich täuscht, wenn es zu erfinden sucht; das aber eben durch ununterbrochenes Zweifeln gegen die Systeme vielleicht eine einzige und wichtige Wahrheit entdecken wird, aus welcher mehrere andre entspringen werden.

Die königliche Akademie der Chirurgie ist ein merkwürdiges Denkmal der Baukunst. Ludwig der XV. der diese Kunst allen andern Wissenschaften vorzog, hat Summen für ihre Schu-

len verschwendet, um die sie die übrigen Künste beneidet haben.

Drei und achtzigstes Kapitel.

Die Sorbonne.

Sie lacht selbst über ihre Theologie, und kennt das Leere und Lächerliche ihrer Säze und Kritiken sehr gut. Sie behauptet es dreiste, daß Moses ein besserer Naturkündiger, als Büffon, war, und glaubt selbst nichts davon.

Die Theologie hat alles in der Welt verdorben. Sie hat die Schrecken des Menschen verdoppelt, anstatt sie zu mildern, und ihn zum Aberglauben gebracht, anstatt ihn zur Vernunft zu führen.

Die Sorbonne mußte in dem Zeitalter der Unwissenheit glänzen, weil sie damals weit über das Gemeine erhobene Kenntnisse besaß. Aber in unsern aufgeklärten Zeiten wollte sie auf alles antworten, und daher ihre ausschweifenden Sophistereyen! Sie hat alle Wissenschaften verunstaltet, weil sie Moral, Geschichte und Naturkunde nach ihren Entscheidungen hindrehen wollte; sie wollte alles, wie eine Gesetzgeberin des ganzen Ideenkreißes, ordnen, und

brachte mit ihrem thörigten Streben die auffallendesten Widersprüche zur Welt.

Eine Vergleichung alles dessen, was sie seit dreyen Jahrhunderten entschieden und der Welt im Drucke mitgetheilt hat, würde wirklich ein merkwürdiges Werk werden.

Noch nie hat das Geschwätze, auch nicht des unwissendesten, vernunftlosesten Volkes, das Bild eines größeren und einleuchtenderen Unverstandes zusammengesetzt — und blos darum, weil sie immer subtilisiren, und selbst mehr, als alle christliche Lehrer in der Welt, wissen wollte. Man sah Ungereimtheit mit Ungereimtheit kämpfen! Und nun urtheile man von dem Resultate eines solchen Wettstreits!

Sie würde die Kraft zu denken in dem Menschen ganz umgeschaffen haben, wenn nicht einige weise Männer diese verächtlichen Irrthümer gereinigt und über ihrer Theologie eben so gespottet hätten, als die Mitglieder der Sorbonne bey sich selbst heimlich darüber spotten. Aber weil ihre einträglichen Stellen die erstern Beweisgründe zu allen Vorspiegelungen selbst abgeben, so werden denn diese Thesen und Kritiken ihren Gang immer fortgehen. Wenn sich so viele Männer für Geld die Augen blenden lassen, muß man sich wundern, daß andre um

einen weit höhern Preiß mit gutem Wissen und Willen dumm sind?

Alles Merkwürdige in der Sorbonne ist das Mausoleum des Cardinal Richelieu, des Stifters der Sorbonne und der französischen Akademie. Zwei Gesellschaften, welche itzt beinahe auf gleichen Schlag denken, und immer unter sich im Kampfe liegen, blos um Aufsehen zu machen.

Die mahommedanischen Gottesgelehrten sind weit vernünftiger, als die unsrigen. Sie behaupten, daß Mahommed selbst den Ausspruch gethan, daß von zwölftausend Wörtern, die im Alkoran enthalten sind, nur viertausend wahr wären. Stoßen sie nun auf ungereimte Stellen, auf handgreifliche Thorheiten, so ordnen sie sie, anstatt diese Läppereyen mit Hartnäckigkeit zu rechtfertigen, zu der Anzahl der achttausend Wörter hin, welche Irrthümer in sich fassen. Damit setzen sie sich gegen allen Wortstreit in Sicherheit, der sie am Ende nur auf Zweifel führen würde, und retten eben damit, daß sie Widersprüche und sich widerstreitende Grundsätze wiederrufen, die Ehre der menschlichen Vernunft.

Wenn die Sorbonne eben so zu handeln wüßte, so würde sie die alten Sätze, die sie verhaßt,

und die neuern, die sie lächerlich gemacht haben, in ihrem Unsinne nicht ausgebrütet haben. Aber sie ist es zufrieden, daß man sie vor abgeschmakt hält, wenn man sie nur zu bezahlen nicht aufhören wird.

Vier und achtzigstes Kapitel.

Die Schreibmeister vom Kirchhof des heiligen Innocenz.

Sie müssen gerade wie die Theologen leben; aber nutzbarer als sie, sind sie die Verwahrer der Liebesgeheimnisse der Mägde. Da ist es, wo sie ihre Liebeserklärungen und ihre Antworten schreiben lassen. Sie lispeln dem Sekretair, wie einem Beichtvater, ins Ohr, und die Kammer des Geheimschreibers gleicht einem verstümmelten Beichtstuhle.

Der Schreiber, mit der Brille auf der Nase, mit zitternder Hand, und so erfroren, daß er in seine Hände haucht, giebt Tinte, Papier, Siegellak und Schreiben für fünf Sous.

Die Bittschriften an den König und die Minister kosten zwölf Sous, zum vorausgesetzt, daß die Schrift größer und zierlicher und die Schreibart ausgesuchter ist.

Diese Schreibmeister sind diejenigen, welche

sich am häufigsten mit den Ministern und Prinzen unterhalten. Man sieht am Hofe keine andre Hand, als die ihrige.

Im Anfang der Regierung standen sie wirklich auf dem Sprung, ihr Glük zu machen. Man nahm alle ihre Bittschriften an, las sie und antwortete darauf. Aber mit einemmale wurde dieser Briefwechsel zwischen dem Volke und dem Monarchen unterbrochen. Die Schreibmeister, die sich schon neue Perüken und Manschetten angeschaft hatten, sahen ihre Schreibzimmer verlassen, und sanken von der Zeit an wieder in ihre vorige Dürftigkeit zurük.

Ohne den geheimen Briefwechsel der Verliebten, der keinem Wandel unterworfen ist, würden sie die schon ungeheure Anzahl der Todtengerippe bald vermehren, die über ihrem Haupte auf Böden, die unter ihrer Last seufzen, übereinander hingeschmissen liegen. Wenn ich sage, sie seufzen, so ist es keine rednerische Figur. Diese aufgehäuften Gebeine erschrecken das Auge. Und es geschieht mitten unter durchfressenen Trümmern von dreissig Menschengeschlechtern, von denen nichts weiter als vermoderte Knochen übrig sind — mitten unter dem faulen Todtengeruch, der unser Gefühl empört, daß man diese Mädgen Kupferstiche von Mo-

betrachten und Bänder kaufen und ihre Liebesbriefe diktiren sieht.

Der Regent hatte, so zu sagen, sein Serrail von Mode- und Leinwandkrämerinnen zusammengesetzt, deren Kramladen diesen großen, schauderhaften Kirchhof in einem Viereck umgeben und einschließen.

Fünf und achtzigstes Kapitel.

Die Vorstadt St. Marcel.

Das ist das Quartier, in welchem der ärmste, unruhigste und ausgelassenste Pöbel wohnt. Es ist mehr Geld in einem einzigen Hause der Vorstadt St. Honoré, als in der ganzen Vorstadt St. Marcel oder St. Marceau, im Ganzen genommen.

Hier in diesen von dem Mittelpunkte der Stadt entfernten Wohnungen ist es, wo sich zu Grund gerichtete Personen, Misanthropen, Alchymisten, Wahnsinnige, dürftige Rentisten, und auch weise Liebhaber der Wissenschaften, welche die Einsamkeit wirklich suchen und schlechterdings unbekannt und von den rauschenden Quartieren abgesondert leben wollen, zu verbergen pflegen. Nie wird sie eine Person in diesen äußersten Winkeln der Stadt aufsuchen.

Thut man ja einmal eine Reise dahin, so geschiehet es aus Neugierde. Nichts Anziehendes in der ganzen Vorstadt! Nicht ein einziges Monument, und Einwohner, die mit den Parisern, den höflichen Bewohnern der Ufern der Seine, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben.

In diesem Quartiere war es, wo man auf dem Sarge des Paris tanzte, wo man die Erde von seinem Grabmahl verschlang, bis endlich der Kirchhof verschlossen wurde.

„Es ward im Namen des Königs Gott
„untersagt, hier an diesem Orte Wun-
„der zu thun.

Aufruhr und Meutereyen haben ihren geheimen Ursprung in diesem Wohnplatz des öffentlichen Elendes.

Die Häuser haben daselbst keine andre Uhr, als den Lauf der Sonne, und die Menschen sind, im Verhältniß mit den Künsten und den herrschenden Sitten genommen, noch auf drey Jahrhunderte zurük. Alle kleine Privatstreitigkeiten werden da zu einer öffentlichen Sache gemacht. Eine Frau, die mit ihrem Manne unzufrieden ist, fängt ihren Rechtshandel auf der öffentlichen Straße an, ruft ihn vor das Tribunal des Pöbels, versammlet alle ihre Nachbarn zusammen, und predigt die ganze skandaleuse

Geschichte ihres Mannes laut her. Das Ende aller Untersuchungen von der Art sind gemeinhin derbe Faustschläge von beiden Seiten, und des Abends, wenn erst einer von beiden ein mit Narben bedektes Gesicht davon getragen hat, versöhnt man sich wieder.

Aber in einer Dachstube in diesem Revier verborgen, entgeht so ein Mann dem Nachforschen der Polizey und den hundert Argusaugen ohngefehr eben so leicht, als ein unbemerkbares Insekt der vereinten Anstrengung der Optik entwischt.

Eine ganze Familie bewohnt ein einziges Zimmer, in welchem man die vier Mauern vor sich, Betten ohne Vorhänge, und das Küchengeschirr mit den Nachttöpfen durcheinander gebrauchen siehet. Die Mobilien sammt und sonders sind keine zwanzig Thaler werth, und alle drei Monate verändern die Einwohner ihre Löcher, weil sie aus Mangel der Hausmiethe immer wieder verjagt werden. So irren sie herum, und tragen ihre Mobilien von einem Zufluchtsort zum andern. Man sieht keine ledernen Schuhe in diesen Wohnungen. Man hört auf den Treppen nichts anders, als das Geräusche der hölzernen Schuhe. Die Kinder gehen nackend, und Knaben und Mädgen liegen untereinander.

Dieses ist eben die Vorstadt, welche des Sonntags Vaugirard und seine zahlreichen Trinkhäuser bevölkert. Der Mensch muß sich gegen seine Leiden betäuben; aber diese Vorstädter sind es doch vorzüglich, welche den berüchtigten Saal der Bettler anfüllen. Da tanzen Männer und Frauen, die am Ende einer Stunde so viel Staub erheben, daß man sie zuletzt gar nicht mehr sieht, ohne Schuhe und in einem ewigen Wirbel herum.

Ein übertriebenes verworrenes Getöse, ein ekelhafter Gestank — alles zieht euch von diesem bis zum Erstaunen vollgepfropften Saale hinweg, in welchem der Pöbel bey nur allein für ihn geschaffenen Ergötzungen einen Wein trinkt, der eben so erbärmlich, als alles übrige, ist.

Diese Vorstadt ist an Sonn- und Festtagen ganz ausgeleert. Aber wenn Vaugirard voll ist, so läuft das Volk aus derselben nach Kleingentilly, — den Forcherons und Courtille. Den andern Morgen sieht man ganze Dutzende leere Weinfässer vor den Boutiken der Weinschenken liegen. Denn dieses Gesindel trinkt immer auf acht Tage zum voraus.

Es ist in dieser Vorstadt boshafter, hitziger, zänkischer und zu Empörungen geneigter, als

in irgend einem Quartiere. Selbst die Polizey wagt es nicht, es bis aufs äußerste zu treiben. Man schont es, weil es der größesten Frevel fähig ist.

Sechs und achtzigstes Kapitel.

Die Kohlgärten.

Da findet man, sowohl nach den Sitten als den veralteten Vorurtheilen genommen, das Jahrhundert Ludwigs des XIII. wieder. Diese Gegend ist gegen das glänzende Quartier des königlichen Pallastes gerade das, was Wien gegen London ist. Da herrscht nicht Elend — sondern das ganze Gewirre aller alten Vorurtheile beisammen. Der Mittelstand nimmt gern seinen Aufenthalt daselbst. Da sieht man mürrische, finstre Alte, Feinde einer jeden neuen Idee, und Frauen, die nicht einmal lesen können, entscheiden als herrschsüchtige Richterinnen über Schriftsteller, von denen sie weiter nichts als den Namen gehört haben. Man sieht die Philosophen als Leute an, die den Scheiterhaufen verdienen. Hat man das Unglük, des Abends daselbst zu speisen, so kommt man unter lauter Einfaltspinsel, und man sucht die liebenswürdigen Männer umsonst, welche

ihre Gedanken mit schimmerndem Witz und gefallender Empfindung zu würzen wissen. So ein Mann ist in diesem Zirkel gerade so viel, als ein Stuhl mehr, der den Saal beengt. Man findet die ältesten Mobilien daselbst, welche die Vorurtheile und lächerliche Gewohnheiheiten aller Zeiten gleichsam in sich zu vereinigen scheinen.

Auch so gar die artigen Frauen, welche ein unglükliches Geschik in diese traurige Gegend verwiesen hat, wagen es nicht, andre Besuche, als die Besuche alter Officiere oder alter Advokaten, anzunehmen, und das alles um des Anstandes willen. Aber was das Sonderbareste für den Beobachter bleibt, ist dieses, daß alle diese vereinigten Narren sich selbst mißfallen und Langeweile untereinander haben. Sie bemerken die Aufklärung der Wissenschaften nur in der Ferne, und wissen gerade nicht mehr und weniger, als der Merkur de France, weil dieser die einzige Nahrung ihres Geistes ist *).

Wenn es sich indessen ein Mann von Geist, der sich etwa von ohngefehr in diese langwei-

*) In diesen Häusern stehen der Merkur de France und die Besen in der Ausgabe unter einer Rubrik, und der Thürhüter führt die Berechnung von beiden.

ligen Gesellschaften verirret hat, einfallen läßt, einige Funken springen zu lassen, so sieht man sie am Ende einer Stunde sich aus ihrer plumpen Gefühllosigkeit herausarbeiten, um mit einfältiger Miene bey dem Schimmer zu lächeln, der sie erleuchtet. Aber das Kartenspiel bekömmt bald das Uebergewicht wieder, und sie erfahren keine Neuigkeit eher, als nach Verlauf eines Jahres.

Ich habe diese fast klostermäßigen Häuser, in welchen man sich dem Kartenspiel in den schönsten Stunden des Tages, und so gar in den schönsten Jahreszeiten, als der einzigen ewigen Beschäftigung überläßt, wenig gesehen.

Ich tadle den Geschmak der Personen nicht gerne. Es giebt aber in dieser Gegend häßliche Wittwen, welche wie an die Küssen des Sessels angenagelt sind, und sich nie von demselben lostrennen können. Oft betrachtet man umsonst in der Mitte eines angenehmen Gartens, der zum Spatziergange einladet, den glänzenden Stral, welcher die Bäume vergoldet, durch die Fenster; man wünscht und horcht umsonst auf den Gesang der Vögel, blikt umsonst mit begierigem Auge nach der Thüre hin! Man fesselt euch wider euren Willen auf einen Stuhl, und zwingt euch, bis um Mitternacht

mit Langeweile die Karten zu mischen, und ihr könnt das süße Licht des Mondes eben so wenig, als die Stralen der Sonne, genießen.

Zuverläßig zieht man mich nie wieder dahin. Lieber wollte ich in den langen Winterabenden die langweiligen Romane der Astree, Clelie und Ortamene lesen, wollte die Sitten und Tugenden der alten Ritterzeit betrachten, und unsre guten lieben Vorfahren, die etwas anders liebten, als wir, vor meinen Augen vorübergehen lassen. Aber doch waren sie bey ihrer Art zu lieben glüklich, und schmekten die Liebe bey ihren zu den Füßen der grausamen Gebieterin langwiederhohlten Seufzern mehr, als wir in dem schnellerlangten Genusse. Haben wir wohl mit dieser Abkürzung gewonnen?

Sieben und achtzigstes Kapitel.

Schilderung einer Devoten aus diesem Quartier.

Kaum hat sich diese Devote mit dem schiefen Blik, den man sich mit einem immer zur Erde niedergeschlagenen Auge am sinnlichsten gedenken kann, niedergesetzt, und sie hat schon alles gesehen, alles beobachtet; sie hat euch vom Kopf bis auf die Füße beleuchtet — noch

mehr, sie hat es schon errathen, ob ihr für die gute Sache seyd. Sie weiß es, ob die Frauen, in deren Zirkel sie sitzt, roth aufgelegt haben, und ob sie mit ihrem erhabenen Kopfputz ohne Anstoß in den Beichtstuhl kommen können. Sie wird ganz stille da sitzen, so bald sie eine Profane in der Gesellschaft bemerkt, und nicht ein Wort sprechen, als nur in dem Fall, wann sie, ohne ihr Gespräch dem Gespötte der Ruchlosen auszusetzen, reden kann. So nennt sie aber alle diejenigen, die keinen bekannten Gewissensrath haben.

Sieht sie an ihrer Nachbarin ein mit Geschmak besetztes Kleid, so wird sogleich ihr ganzes stummes Gesicht eine Strafpredigt gegen die Gefahren des Putzes. Sie wird dem Weltkinde nur mit kurzen beißenden Ausdrücken antworten, aber einen gefälligen Blik auf den kleinen Kragen werfen, und seine Aufmerksamkeit mit ihrer Unterhaltung belohnen.

Nach und nach erhitzt sie sich, spricht von der erschreklichen Verderbniß der andern Quartiere, von der Irreligion, welche in der Vorstadt St. Germain ihr Haupt mit Unverschämtheit erhebt, und von der ewigen Verdamniß aller derer, welche die Messe nicht bey den Kapuzinern in den Kohlgärten hören.

Acht und achtzigstes Kapitel.

Man baut von allen Seiten.

Die drey Stände, welche heut zu Tage ihr Glük zu Paris machen, sind die Bankiers, die Notarien und Maurer oder die Baumeister. Man hat Geld nur zum Bauen allein. Ungeheure Gebäude steigen wie durch eine Zauberkraft aus der Erde hervor, und ganze neue Quartiere sind aus lauter Hotels von der grössesten Pracht zusammengesetzt. Freilich ist die Wuth zu bauen edler, als die Wuth nach Gemälden und Mädgen. Sie giebt der Stadt ein Gepräge von Größe und Majestät.

Die Baukunst hat nur seit zwanzig Jahren, besonders in Rüksicht der Zierathen, wieder einen überaus guten Stil bekommen.

Der Graf Caylus hat den griechischen Geschmak unter uns emporgebracht, und wir haben endlich unsrer gothischen Manier entsagt. Das Innere der Häuser ist mit einer gefallenden Bequemlichkeit, die schlechterdings allen Völkern der Erde unbekannt ist, abgetheilt.

Man hat zwey Künste beinahe zu einer Zeit neu gebildet: die Musik und die Baukunst. Die Malerey hat nicht dieselbigen Fortschritte gemacht. Die Farbenmischung der französi-

schen Schule wird allemal was Falsches haben, es sey nun, daß dieser Fehler auf Rechnung des Clima komme, oder daß sich der einmal angenommene Geschmak der Meister einer grössern Vervollkommung entgegen setze.

Die Wälle sind wie mit Häusern bespikt, welche die alten Grenzlinien weiter vorgerükt haben. Es kommen niedliche Häuser gegen die Chaussée von Antin und gegen das St. Antons Thor, was man darnieder gerissen hat, zum Vorschein. Man gieng auch damit um, die höllische Bastille darniederzustürzen; aber dieses in allem Verstand gehässige Denkmal beleidigt noch unsern Anblik, wie vor.

Man hat es lang geschrieben, daß das Louvre nie ganz ausgeführt werden wird. Seit dreißig Jahren arbeitet man in demselben, aber mit einer Langsamkeit, die den Geldmangel bezeugt. Der Prinz von Condé hat zwölf Millionen für sein Palais Bourbon verschwendet, und das Gerüste am Louvre ist auf der Stelle verfault.

Das Hotel Dieu hat nichts durch seinen Brand gewonnen, eben so wenig, als das Palais. Aber wird wohl das Dach oder die Kuppel der Kirche St. Geneviéve noch über unserm Haupte zusammenstürzen, oder wird es auf ih-

rer felsenvesten Grundlage dem Geschrey und Lermen des Herrn Patte Hohn sprechen? Er hat die Gefahr angekündigt, und ist sie wohl nur eingebildet? Gieng sie wirklich in Erfüllung, so blieb uns nichts, als die herrliche Façade dieses Denkmals übrig — ein Bruchstück, welches die größeste Bewunderung verdient.

Man sucht eben so, wie zu London, den Privateigenthümern das Wasser durch Hülfe einer Feuersprütze zu verschaffen.

Man kann es indessen nicht ableugnen, daß verschiedene Feuersbrünste für die Verschönerung der Stadt vortheilhaft gewesen sind.

Wenn die Verwüstung, welche die schnell um sich reißende Wuth der Elemente verursacht, nichts als Spuren ihrer zerstörenden Kraft übrig läßt, so tritt das schöpfrische Genie herbey, heftet das Auge auf die rauchenden Trümmern, und überdenkt, mit dem Fuße auf den Ruinen, die Wiedererbauung der verschwundenen Denkmale; oder vielmehr, es ordnet sie nach neuen und größern Planen an, als diejenigen waren, die zuvor an dem Orte gestanden hatten.

So wird nach einem unveränderlichen Gange in der Natur alles, was Großes geschiehet, nur durch Zufälle bewirkt, und man kann es mit

Wahrheit sagen: daß das Böse die Quelle des Guten ist.

In der That scheint der Mensch erst den Umsturz, auch der kleinsten Gebäude zu erwarten, um seine Hand selbst anlegen zu können — Der Zorn der Elemente ist die eigentliche Losung, die ihn an seine Schöpferkraft und seinen Wirkungskreiß erinnert.

Ohne den Zufällen der Zeit und ohne der Wuth der Feuersbrünste würden die ungestalteten Massen der geschmaklosesten Barbarey noch in unsrer Stadt vorhanden seyn. Wir haben es nicht eher gelernt, unsre Einbildungskraft zu erheben und zu veredeln, als nachdem wir, in der Mitte eines verwüsteten Platzes, den Anblik der gothischen Denkmäler und des verdorbenen Geschmaks, mit welchen wir vertraut geworden waren, verloren hatten.

Erst dann, wann die Flamme mit verzehrender Kraft gewüthet hat, sieht man die kühne, schöpferische Meisterhand wirksam. Sie scheint so lange schüchtern und erstorben zu seyn, als sie diese alten verfallenen Mauern, welche die abergläubische Gewohnheit verehrt, vor sich hat, und man könnte sagen, daß es mehr koste, elende Trümmern wegzubringen, als die herrlichsten Denkmale zu erbauen.

Der Brand des Palais, welcher so traurig war, und es bis zu einem Punkte, der die Einbildungskraft erschrekt, werden konnte, sollte in unsern Tagen eine andre Gestalt für den Tempel der Gerechtigkeit bewirken. Als die Niederlage der Jahrbücher und Archive der ganzen Nation, als das Heiligthum der Gesetze und der Sitz der erhabensten Versammlungen, sollte dieses Gebäude alle das Majestätische und Große haben, was es dem Bürger schon von weitem entgegenruft, daß hier die Richter, die Vertheidiger, die Orakel der Rechte des Volkes versammelt sind.

Die Moral des Menschen hält sich nach einem unerklärbaren Hang gern an das Physische der Gegenstände an. Und wenn sich die Könige bestreben, einen weiten Umkreiß und prachtvollen Pomp um sich her zu breiten; wenn die Priester die Verehrer der Gottheit in die Tempel, in welchen schauderhafte und majestätische Dunkelheit herrscht, herzugerufen haben, so bleibt doch nach dem geheiligten Gebäude, in welchem sich der Mensch vor Gott selbst niederwirft, der Ort, wo die Gerechtigkeit mit ihrem bloßen Schwerdte den Uebermüthigen in Schranken hält und den Schwachen beschützt, der heiligste auf der Welt.

Die ganze Aussenseite eines solchen Gebäudes sollte ehrwürdig und voll Eindruk in allen seinen Theilen, und so redend seyn, daß der Verbrecher erblaßte, so bald er die Stufen zu dem Tribunale, vor welchem ihn die Rache der Gesetze erwartet, zu ersteigen anfängt. Und warum sollte nicht der Tempel, in welchem diese Gesetze herrschen, einem jeden Richter den Gedanken in die Seele führen, daß er in ein Heiligthum eingehe, in welchem er aller menschlichen Leidenschaft abschwören, und seine Seele zu großen, des fürchterlichen Amtes, welches er ausüben soll, würdigen Empfindungen erheben muß?

Aber man hat für das alles noch nichts gethan. Man hat die unregelmäßige, kleine, armselige Gestalt beibehalten, welche eher eine Kluft der Chikane, als einen Tempel der Gerechtigkeit verkündigt. Man hat das Heiligthum der Gesetze nicht veredeln wollen.

Neun und achtzigstes Kapitel.

Die Möblirung.

Wenn auch ein Haus schon ganz ausgebauet ist, so ist doch noch so viel als nichts gethan. Man hat noch nicht den vierten Theil

der Ausgabe bestritten; es kommen noch der Tischler, der Tapezierer, der Maler, der Vergolder, der Bildhauer und der Drechsler. Man muß sodann Spiegel, man muß Glocken in allen Ecken haben. Das Innere des Hauses nimmt dreimal mehr Zeit weg, als die Erbauung des ganzen Hotels selbst. Die Vorzimmer, die verstekten Treppen, die Degagements und alle die Bedürfnisse für die Bequemlichkeit gehen bis ins Unendliche fort.

Man hat eine überströmende und übelangewendete Pracht in der Möblirung verschwendet. Ein prächtiges Bette, welches die Gestalt eines Thrones hat, ein mit Schnitzarbeit gezierter Speisesaal, Feuerzangen, so niedlich, wie die schönsten Galanteriewaaren, verarbeitet, eine Toilette von Gold und Spitzen sind doch in der That nur kindische Praleren. Ich weiß es wenigstens, daß mich ein Palais, in welchem ich nichts als Spiegel, oder Gold, oder Lasur vor mir sehe, im ganzen Verstande traurig macht.

Zum Ueberflusse stellt man noch einen Schweizer als Wache vor die Thür, der alles zurükstößt, was nicht in Gold oder Sammet gekleidet ist. Er steht auch dazu da, um die Menschen

zu entfernen, denen ihr bisgen Verdienst das einzige Erbguth ist.

Die ganze Nationalpracht ist in dem Innern der Häuser verborgen. Das Louvre ist noch nicht geendigt, und wird es auch niemals werden. Man hat sechshundert Hotels gebauet, deren innere Theile so ganz ein Feenwerk zu seyn scheinen, daß selbst die ausschweifendeste Einbildungskraft nichts zu dem erkünstelten Luxus hinzusetzen kann. Aber man hüte sich wohl, auch anderswo was Großes zu suchen: nichts für das Publikum, nichts für seine Vergnügungen, auch nichts für seine Bedürfnisse! Man suche keine Bäder, kein großes, wohleingerichtetes Hospital, keine Wasserbehälter oder Galerien, bedekte Promenaden, und Schauspielhäuser, die der Stücke, welche man in denselben vorstellt, würdig wären, auch keine von denen Bequemlichkeiten daselbst, welche Gesundheit und Frölichkeit unterhalten, oder sie gewähren können. Ein eigenthümlicher verborgener Luxus macht den ganzen Genuß der Reichen, aber nicht ihre Glükseligkeit aus.

Ein Mann, der für sich zu leben und weder Kinder noch Enkel hat, begeht die Thorheit, alle Tage in diesen Hotels bey den Großen herumzulaufen, die ihn kaum ansehen. Er bringt

sein ganzes Leben damit zu, Tag vor Tag an die Thüren zu klopfen, Complimente zu machen, und warum? um einmal in der Woche in dem Palais des Stolzes bey der gezwungensten Etiquette und Langeweile eine Mittagsmahlzeit einzunehmen. Es ist ganz gut, in diese Hotels zu gehn, um die Möblirung derselben zu sehen; aber wenn man dem Herrn die Cour machen will, so wirft man sich in ein trauriges, einförmiges und unangenehmes Leben hinein.

Neunzigstes Kapitel.
Abbés.

Paris wimmelt von Abbés, und Geistlichen ohne Tonsur, welche weder der Kirche noch dem Staate einen Nutzen leisten, in einem fortlaufenden Müßiggange leben, und nichts als unnütze und abgeschmakte Dinge beginnen.

Robinson Crusoe sagt, daß man oft einen herrlichen Körper zu einen Lastträger damit verderbe, daß man seine geschmeidigen, nervichten Glieder in eine geistliche Kleidung verstekt. Aber es ist auch ein Wilder, der es sagt.

Man findet in mehreren Häusern einen Abbé, welcher unter dem Namen des Freundes im Grunde weiter nichts, als ein ehrlicher Bedienter des Hauses ist, der die übrigen Domestiken

unter sich hat. Er ist der unterthänige Diener der Madame, wartet ihr bey der Toilette auf, wacht auf das Haus, und betreibt die Geschäfte des Herrn außer demselben. Diese Personen mit dem Kragen machen sich nun mehr oder weniger wichtig, und schmeicheln ihrem Beschützer mehrere Jahre hindurch, um am Ende zu einer Pfründe zu gelangen.

Sie erhalten sie auch, und genießen dabey unterdessen einen guten Tisch, und tausend kleine Vortheile, die in einem üppigen Hause zusammentreffen.

Die Kammerfrau sagt ihnen alles, was vorgeht, und sie sind von den geheimsten Dingen ihres Herrn, ihrer Frau und der Bedienten unterrichtet.

Nach ihnen kommen die Instruktors, welche gleichfalls Abbés sind. In Häusern von Gewicht unterscheidet man sie nicht einmal von den Domestiken. So lange die Erziehung fortdauert, schont man sie ein wenig; aber ist diese geendigt, so giebt man ihnen einen mäßigen Jahrgehalt, oder man setzt sie in eine Pfründe und läßt sie gehen. Die wenige Achtung, die man ihnen zugesteht, ist die Ursache, warum sie ihre Zöglinge vernachläßigen. Aber wie läßt es sich auch gedenken, daß ein Miethling für

zwölfhundert Franken des Jahrs einen Menschen bilden wird? Man hat ihm das schwerste, das mißlichste Geschäfte aufgelegt. Freilich: nemo dat, quod non habet. Und wirklich ist es doch nur ein Mann mit überwiegendem Verstande vermögend, einem andern denkenden Wesen Empfindungen einzuflößen, und seinem undankbaren verdorbenen Herzen die wahre Richtung zu geben.

Man sieht unter dem Namen von Abbés noch viele kleine Husaren, ohne Kragen und Käpgen, mit einem kleinen preußischen Rok, goldnen Knöpfen, den Huth unter dem Arm, einer frechen Frisur und weibischen Manieren. Entweder Bildsäulen in Schauspiel- oder Koffeehäusern, oder elende Stopler verächtlicher Blätter, oder auch Sammler satirischer Schriften — fragt man noch, unter welchem Rechte sie zu der Kirche gehören? Man sollte billig diejenigen nur Geistliche nennen, welche wirklich den Gottesdienst verrichten. Aber sie eignen sich nichts destoweniger den Namen zu, weil sie von Zeit zu Zeit die geistliche Kleidung tragen.

Und zur wahren Schande der Religion wird das alles geduldet! Warum? das weiß ich

nicht. Jeder nimmt die geistliche Kleidung, wer da will, und sogar ohne Tonsur.

Vor fünf und zwanzig Jahren erlaubte man es ihnen noch nicht, die schönen Lais zu besuchen. Eben die Buhlschwester, welche sie angab, bekam funfzig Franken, welche ihr vom — — ausgezahlt wurden. Dieses gehässige Gesetz, welches Untreue und öffentliches Aergerniß mit einander vereinigte, hat aufgehört.

Ein und neunzigstes Kapitel.

Bischöffe.

Die Bischöffe übertreten gerne und ohne alle Bedenklichkeit das Gesetz, bey ihrer Gemeinde zu bleiben, und verlassen den Ort, der ihnen nach den Kirchengesetzen zum Aufenthalt angewiesen ist. Die Langeweile treibt sie aus ihren Diöcesen hinweg, die sie, wie ein Exil, ansehen. Sie kommen fast alle nach Paris, um ihre Einkünfte daselbst zu verzehren, und, unter dem Haufen der Menschen unbemerkt, die Freiheit zu finden, die sie an einem Orte, wo sie der Wohlstand zur Beobachtung des Aufsenscheins verbindet, nicht haben können.

Man macht ihnen ein Verbrechen daraus.

Aber wozu der Ueberfluß, wenn er nicht das Werkzeug zur Befriedigung des Geschmaks werden soll? Man setze sie in den Stand der Apostel herab, und sie werden auch arbeitsamer werden. Freilich kann man noch fragen, wie ein Hirte seine Heerde verlassen könne! Aber dieses veraltete Gleichniß hat itzt keinen Sinn mehr; nichts ist so lästig, als die Pflicht eines Hirten. Die Lehrer der Moral lehren die Moral nicht mehr. Sie trotzen den Anathemen der alten Concilien, und verschwenden im Müßigange und mit den Ergötzungen der Hauptstadt die Güter, die ihnen zur Unterstüzung ihrer unglüklichen Schaafe anvertrauet wurden. Aber alle diese Ausdrücke — es noch einmal gesagt — sind, wie der gothische Geschmak, außer Gange.

Der Ehrgeitz, der immer mehr Nahrung bekömmt, je mehr er gewinnt, führt sie an den Hof und in die Kabinete der Minister. Da erwarten sie dann die Belohnung ihrer Intriken und ihrer Geschmeidigkeit, und versuchen es am Ende, die Staatsverwaltung unter der Hand selbst an sich zu reißen.

Sie arbeiten unaufhörlich in ihrem Kabinete fort, und bleiben bey dem Anblik des neuen Babylon unerschrocken, das noch verdorbener

als das Babylon ist, was den Eifer des Propheten ehedem entflammte.

So hängt sich die Priesterschaft an blos weltliche Geschäfte, und denkt wenig daran, die reine Sittenlehre aufrecht zu halten, und ein Beispiel unermüdeter apostolischer Wohlthätigkeit zu seyn.

In dem sechzehnten Jahrhundert übergab man ohngefehr dergleichen und noch dringendere Vorwürfe bey der Kirchenversammlung zu Trident. „Die Kirchen beklagen sich, daß sie der Gegenwart ihrer Hirten beraubt sind, von denen sich die Meisten ohne aller Rüksicht und mehr als Diebe, die sie nur im Vorbeigehen und nur darum besuchen, um ihre Güter an sich zu ziehen und dann wieder wegzugehen, als wie als Väter und Hirten, welche, um sie zu weiden, zu führen, zu trösten, bey ihnen bleiben sollten, gegen sie betragen."

Aber man hat die Bemerkung gemacht, daß die Bischöffe, die dem Gesetz der Residenz strenge nachleben — es ist immer nur eine kleine Anzahl — eine kleindenkende, mit Geistesunruhe verbundene und bis zum Fanatismus ausartende Frömmigkeit haben, und die Einwohner ihrer Diöces mit ihrem blinden, unüberlegten Eifer beunruhigen; dahingegen die von ih-

ren Kirchen entfernten Bischöffe mit Aufklärung und Toleranz den Frieden lieben, keine Seele verfolgen, und sich das ganze Böse, was aus ihrer Entfernung entspringt, dahin einschränkt, daß das Geld, was sie aus den Provinzen ziehen, nicht in dem Schooße der Provinzen selbst verzehret wird.

Sie schicken von Zeit zu Zeit Hirtenbriefe — im Grunde nur eine Arbeit ihrer Sekretairs — in ihre Diöcesen. Sowohl Schreibart als Ideen sind schon zum voraus vorgeschrieben. Der beste Einfall des Piron war dieser: Haben Sie, fragte ihn ein Bischof, meinen Hirtenbrief gelesen? Ja, gnädiger Herr, und Sie? — —

Zwei und neunzigstes Kapitel.

Folgeordnung der Moden.

Man braucht sich weder an das Militair, noch an den Finanz- und Gelehrtenstand zu halten, wenn man eine Folgeordnung der Moden zu sehen wünscht; man kömmt völlig zu seinem Zweck, wenn man eine Folge von Bischöffen in ihren Bildnissen gegen einander hält. Die erstern Bischöffe behaupteten evangelische Einfalt, und die Würde ihres Amts in ihrem Anzuge. Mit der zwoten Epoque verschwan-

den die ernsthafte Miene, der lange Bart und die plumpe Kleidung, und in der dritten erscheinen sie schon mit heiterm, lächelnden Gesichte, elegant fliegendem Haare und einem studirten Putze. Man sehe einen unsrer Bischöffe in seinem Portrait: er hat rosenfarbene Wangen, Lippen wie Purpur, und den einladensten, einschmeichelndesten Blik im Auge. Ein junger Prälat und eine Schöhnheit — beinahe dasselbige!

Drei und neunzigstes Kapitel.

Der Stok.

Er hat den Degen verdrängt, den man gewöhnlich nicht mehr trägt. Man läuft des Morgens, mit einem kleinen dünnen Rohr in der Hand, herum. Wir sind damit um so viel leichter in unserm Gange, und wissen nichts mehr von den Zänkereyen und Streitigkeiten, die vor sechzig Jahren so gäng und gebe waren, und um der kleinsten Vergessenheit willen Blutvergießen verursachten. Die Sitten haben diese große Veränderung mehr, als alle Gesetze, bewirkt. Man würde den Gebrauch des Degens nur mit Mühe durch Gesetze haben untersagen können, und der Pariser hat sich von

selbst aus Bequemlichkeit und gesunden Menschenverstand entwafnet. Die Duelle waren häufig, und itzt sind sie selten. Die strengen Gesetze Ludwigs des XIV. wirkten nicht mit der Gewalt, als das sanfte, ruheeinflößende Licht der Philosophie auf den Geist seiner Unterthanen. Die Einwohner zu Paris fühlten es selbst, daß sie sich nicht um einer Grille, um des Point d'Honneur willen, wie wilde Thiere, unter einander aufzehren dürften. Man widerspricht sich, streitet ein wenig, auch zuweilen mit etwas Bitterkeit; aber man glaubt nicht, daß man sich darum den Hals zerbrechen müsse.

Die Frauen haben den Stok, den sie im eilften Jahrhundert trugen, wieder hervorgesucht. Sie gehen aus und gehen in den Straßen und auf den Wällen ganz allein mit dem Stocke in der Hand. Er ist kein überflüßiger Zierath für sie. Er ist für sie mehr Bedürfniß, als für den Mann, wenn man an ihre wunderlichen hohen Absätze denkt, die ihnen mit einigen Zoll Höhe mehr auch alle Gemächlichkeit im Gehen versagen.

Der Stok mit dem krummen eingebogenen Haken, der treue Zeitgenosse und Freund der Perüke mit den drei Zöpfen, verschwand nach und nach, und wird bald gar nicht mehr, als

in den Händen des Controleurs oder Generaldirekteurs der Finanzen, der allein das Recht hat, mit demselben zu dem König zu gehen, gesehen werden. Kein andrer darf da mit einem Stocke erscheinen.

Das also ein unterscheidender Vorzug! Und warum sollte auch dieser Stok in einer geschikten, rechtschaffenen Hand nicht dieselbe Würde mit dem Marschallsstabe haben?

Die Dichter würden sehr verlegen seyn, den Stok des Generalcontroleurs, mit welchem er die habsüchtigen Financiers beherrschen soll, in ihre Verse zu bringen. Aber sie können sich eine herrliche Metapher zu Nutze machen, wenn sie den Gedanken, daß eben dieser Stok zuweilen die Stütze des königlichen Zepters und des Marschallstabs ist, dichterisch ausdrücken wollten.

Vier und neunzigstes Kapitel.

Verblendung.

Es geht oft einer vor dem andern vorbey, ohne daß er sich kennt. Die und die Frau, die dem und dem Manne anstehen und sein Glük machen würde, wird mit Ungestüm von ihm gestoßen und nicht bemerkt. Eine Person mit ei-

ner Seele, die mit der unsrigen so gut sympathisiren würde, verläßt in dem Augenblicke den Zirkel oder die Gesellschaft, mit welchem wir das Geschöpf, was wir so lange Jahre umsonst suchten, gefunden haben würden. Der Karakter, welcher mit dem unsrigen übereinstimmt, ist zuweilen gerade derjenige, von dem wir immerwährend sprechen hören, den man unaufhörlich herabsetzt, und wir wie ein Echo mit verläumden. Wir sind in dieser ungeheuren Stadt, so zu sagen, dazu verurtheilt, daß wir uns alle Tage sehen, ohne uns zu kennen. Unsre falschen Urtheile sind noch gemeiner, als es unsre Unglüksfälle sind.

Unsre Irrthümer über den unerforschlichen Weg zum Glücke sind gerade eben so zahlreich. Wir wenden uns immer in einem Labyrinthe herum, und kommen zuweilen nach einem langen ermüdenden Gang wieder auf denselbigen Punkt zurük.

Könnte der Mensch die Bahn zum Reichthum und der Größe bis in alle ihre Endpunkte überschauen, so würde er es erfahren, warum der eine anstößt, der andre von dem Stoße, der ihn zu Boden stürzen zu müssen schien, sich wieder erholt, und der dritte mit weggewandtem Auge eine günstige Gelegenheit entgehen läßt.

Er würde, wie ein Zuschauer beym Schachspiel, alle Fehler und auch die Mittel, sie wieder gut zu machen, sehen. Aber wenn sich nun dieser Beobachter selbst an den Spieltisch setzt und die Parthie anfängt, so wird sich sein Auge verirren, und nicht mehr den Blik haben, mit welchem man, ganz ohne allem Eigennutz, das Ganze ohne Anstrengung umfaßt.

Fünf und neunzigstes Kapitel.

Oeffentliche Vorlesung.

Ihr leset an den Ecken der Straßen: Oeffentliche Vorlesung über die Architektur, die englische Sprache, die Geschichten, die schönen Wissenschaften, die Geographie, die französische Sprache und Orthographie.

Heran, Bürger und Provinzalen, heran, Fremde! Was mehr Glükseligkeit, als wenn man die Lehrer, die uns die Wissenschaft umsonst lehren, zu seinem Befehle hat! Sucht sie nach ihren gedrukten Anschlagzetteln auf. Ihr ersteigt eine kleine dunkle Windeltreppe, und kommt zu dem freigebigen Mann, dem wohlthätigen Geber der menschlichen Kenntnisse. Er klagt über die Undankbarkeit seines Jahrhunderts, über die strafbare Gleichgültig-

keit des Publikums, welches seine Anschlagzettel nicht einmal eines Blickes würdiget. Unwissenheit und Barbarey verschwören sich gegen sein Institut, und er bittet euch endlich, ihn für alle die Mühe schadlos zu halten, die er seit zwanzig Jahren um des öffentlichen Unterrichts willen umsonst aufgeopfert hat.

Seine Vorlesungen sind kurz; aber seine Klagen desto ausgedehnter. Alle diese Lehrer unterrichten euch in dem, was ihr schon wisset, meisterhaft. So gar ihrer neuen Methode ohngeachtet, einer Erfindung ihres Geistes allein, ist nichts Neues in ihrem Unterrichte. So wie ihr die Treppe herab seyd, so vergeßt ihr Strasse, Lehrer und Methode wieder. Ihr denkt nicht wieder daran, als bis ihr einmal an einer Straßenecke den Anschlag einer öffentlichen Vorlesung wieder ins Auge bekommt — eine betrügerische Anpreisung; denn die Zeit, die man in denselben verliert, ist zuverlässig das kostbarste auf der Welt, und ihr Werth übersteigt den Werth alles Geldes bey weitem.

Sechs und neunzigstes Kapitel.

Commission für öffentliche Sicherheit.

Es ist dieses eine ohngefehr vor dreißig Jahren eigne niedergesetzte Commission der Po-

lizey, vor welcher alle diejenigen, die bestohlen worden sind, ihre Anklagen anbringen, und den Zugang, ihre Effekten ohne Unkosten wieder zu bekommen, damit erhalten. Die Abgeordneten der Polizey nehmen ihr Anbringen an, hohlen die dahin zwekmäßigen Befehle darüber ein, und unterlassen keine Nachforschung, um die Theilnehmer zu befriedigen. Oft tritt ein kostbarer Schmuk, nachdem er wohl lange in unsichtbaren Händen herum gewandert ist, wie durch eine Zauberkraft, vor das Auge des Eigenthümers, der ihn verlor, wieder hin, und dann zuverlässig, wenn der Kläger seinen Namen anzugeben wußte.

Es scheint, daß man einige Beutelschneider schont und die kleineren Dieberenen duldet, um durch sie desto leichterer Kenntnisse von den großen Spitzbuben und schandbaren Diebstählen einzuziehen. Man geht vorzüglich auf die Ausforschung derer aus, welche mit Gewaltthätigkeit zu Werke zu gehen geneigt sind, und beugt damit den Mordthaten vor. Wirklich ein gut ausgedachtes Mittel! So wird auch der feste Körper des Diamants nur mit seinem eignen Pulver durchschnitten.

Fällt auch eine große Anzahl von Waghälsen und Spitzbuben in die Hände der Polizey,

wie viele entwischen ihr dagegen und hintergehen ihr wachendes Auge! Es ist aber schlechterdings so eine Quelle von Industrie und Hülfsmittel nöthig, um in dieser Hauptstadt leben zu können, wenn man weder Commerz noch Leibrenten hat, und es ist nicht befremdend, daß Intrike und Wucher den Hauptkarakter eines an eine verstohlene, gefährliche Industrie gewohnten Volkes ausmachen.

Sieben und neunzigstes Kapitel.

Sing- und Gassenlieder.

Was sagt man von mir? fragte Mazarin, der schlaue Italiener. „Sie singen Liedergen, gnädiger Herr!“ Liedergen! Nun laßt sie singen! Wenn sie singen, so werden sie dafür bezahlen müssen. Und das ist noch bis auf den heutigen Tag wahr. Einige Staatsminster wollten uns nicht einmal für unser Geld singen lassen. Das hieß doch im eigentlichen Verstande, böse Laune haben.

Nicht eine einzige Begebenheit, die nicht von dieser spöttischen Nation in ein Gassenlied gebracht werden sollte! Ihre Neigung stimmt immer zum Epigramm, und sie antwortet auf

alles, was man nur Heilsames vortragen mag, mit Sarcasmen.

Diese Gassenlieder, so satirisch sie sind, sind nichts destoweniger wahr. Sie waren von jeher scherzhaft, beissend; aber sie werden zu scharf, zu boshaft, seitdem sie die Hofleute selbst zu machen oder auszubessern sich unterfangen haben. Sie haben, es ist wahr, einen Blik in die Geschäfte, und eine Kenntniß der Männer im Staate, die der Sache mehr Ausdruk und dem Liede mehr Salz geben muß; aber die Schreibart ist auch bitter und hart, und Beleidigung tritt nun an die Stelle des Scherzes.

Wenn die Folge von Gassenliedern die Geschichte, das ist, den Karakter der Personen und die wahre Triebfeder der Geschäfte besser vor Augen legte, als die Erzählungen aller der Geschichtschreiber, welche die Nase nie in das Kabinet gestekt haben, was müßte man dann von den Vaudevilles und unsern Vilarets und Garniers denken!

Alle diese beissenden Lieder, welche seit einigen Jahren im Gange sind, bleiben sowohl wegen ihres vergiftenden Honigs, als ihrer ausschweifenden Kühnheit gleich strafbar. Das ist nicht mehr der Ton des lustigen Gassenlie-

des, das ohne Verwundung traf. Die Hofleute haben eine edle Liedergattung verunstaltet, und bey ihrer geheimen Sucht zur Rache mehr mißfallende Züge zusammengehäuft, als der Neid von Schriftstellern, die mit der begierigsten Lüsternheit nach der Gelehrten-Herrschaft strebten, jemals ersonnen hat.

Acht und neunzigstes Kapitel.

Höflichkeit.

Und doch herrscht die Höflichkeit nichts destoweniger: sie ist beinahe durch alle Klassen ausgebreitet. Man sah es ein, daß sie unzählbar gute Wirkungen in der menschlichen Gesellschaft hervorbrachte. Leute, auch wenn sie sich nur auf einen Augenblik nähern, haben einen Anspruch darauf, daß dieses mit gefallender Artigkeit geschehe. Ohne diesem feinen Anstrich würde eine Gesellschaft so gut als ein Kampfplatz seyn, auf welchem alle kleine niedrige Leidenschaften in ihrer ganzen schreklichen Gestalt erscheinen würden. Die allgemein angenommene Art von Höflichkeit verdekt aber das Wilde des Stolzes und die Ausbrüche der Eigenliebe. Es stellt sich einer dem andern von der schönsten Seite vor, und das wahre Bild

des Karakters entdekt sich mit seiner gräßlichen Gestalt nur im Hause vor Augen, die daran gewöhnt, oder, den Sturm zu ertragen, da sind. Indessen hat man gespielt und sich vergnügt, und der Anschein der gesellschaftlichen Tugenden mit ihrem kleinen Antheil von Realité das Herz getröstet. So gebraucht also die moralische Seite des Menschen ihr Gewand eben so nothwendig, als ihn der Körper gebraucht.

Neun und neunzigstes Kapitel.

Fortschritte der Künste.

Die Künste vervollkommnen sich viel geschwinder, als die Sitten, weil man die erstern unendlich öftrer gebraucht. Unsre heutigen Speisen sind weit schmakhafter, ausgesuchter und gesunder, als sie es vor vierzig Jahren waren. Man singt und tanzt besser, gerade so wie man bessere Zeitvertreibe hat. Noch mehr, das Spiel der Bühne ist schöner. Die Arzeneykunst ist keine Mörderin mehr, und die Chirurgie reich an wundervollen Kuren. Die Chymie geht bis zum Erstaunen zu neuen Entdeckungen fort. Wir fangen endlich auch an, das wahre Schöne der Tonkunst zu fühlen und

anzunehmen. Unsre Kleidung ist ungezwungener, einfacher, leichtrer und bequemer, als sonst. Man dichtet eine gefallendere Poesie, und bis zum Uebermaaße: sie ist nicht mehr das seltene Verdienst, wie ehedem. Wir haben tiefer durchdachte und gründlichere in weit reellerem Verstande wichtigere Schriften, als die Schriften des vorigen Jahrhunderts sind. Ich bin Bürge, daß uns unsre künftige Nachkommenschaft noch übertreffen wird. Denn so sehr auch unsre mürrischen und im Grunde unwissenden Köpfe über den Verfall der Künste schreyen, so sehe ich sie dargegen immer weitere Fortschritte thun. Freilich ein Satz, den gewisse Gelehrte, die nur allein in ihre Wissenschaft verliebt sind, und nichts, als diese, in der Welt sehen, schon allein um der süßen Wonne willen, daß sie gegen ihre Mitbrüder losziehen können, bestreiten werden; aber zuverlässig wird sich doch ein jeder von ihnen in seinem Herzen über seine Rivalen und Vorfahren hinübersetzen.

Hunderstes Kapitel.

Bücherconfiscation.

Die guten Bücher, von welchen ich rede, sind verboten. Man kennt doch jene Fa-

bel, ein Bild der Urtheile des Menschengeschlechts? Es ergoß sich ein unglüklicher Regen vom Himmel, der alle, die auch nur von ihm benetzt wurden, zu Narren machte. Es ereignete sich an einem Fest, an einem Frühlingstage, und die ganze Welt war auf der Promenade. Ein einziger von einer Krankheit wieder auflebender Mann, der das Zimmer hütete, behielt — Dank sey dem Dache, das ihn bedekte — seine liebe Vernunft. So wie er seine Mitbürger zurükkommen sah, gieng er ihnen entgegen, und war Zeuge aller möglichen und nur nach der Verschiedenheit ihres Karakters abstimmigen Ausschweifungen. Der eine spielte den König, der andre den Feldmarschall, und der dritte den Pabst, wahrscheinlich, weil er am stärksten beregnet war. Der gesunde, vernünftige Mann wollte sie von ihrer Narrheit heilen, und stellte es ihnen vor, daß sie nicht so ganz bey gesundem Verstande wären. Das bist du, Schurke, schrie alles mit einer Stimme auf ihn zu, du, der Wahnwitzige! Dein Quartanfieber, von dem du noch nicht geheilet bist, ist die Ursache davon! — Wahrlich, meine Freunde, glaubt mir, ihr habt Nieswurz nöthig! Wir? wir? war der einstimmige Ton. Sieh hier alle Stände, die dich

verdammen, und erkühne dich einmal gegen diese Gewalt! Sogleich Widerruf! Förmliche Abbitte, auf den Knien Abbitte! Bekenne es, daß du der thörichte, verwegene, ausschweifende, wahnsinnige Mensch bist! und daß wir an der Spitze unsrer Kollegien, unsrer Armeen und Gerichtsstühle weise Männer sind, daß wir, zu milde, um dir eine härtere Strafe aufzulegen, dich zu deinem Besten züchtigen müssen. — Was konnte der arme Sterbliche thun, dem der Himmel seinen Menschenverstand gelassen hatte? Es blieb nichts anders übrig, als es vor der Versammlung zu bekennen, daß sie Recht hätte, weil sie zu befehlen hatte, und sein Buch mit Dank gegen Gott, daß er nicht selbst verbrannt wurde, verbrennen zu sehen.

Hundert und erstes Kapitel.

Bösewichter.

Indem man den Talenten Hohn spricht und sie herabsetzt, die Tugend lästert und den Unglauben öffentlich zur Schau trägt, und da alles unter dem löblichen Vorwand einer edlen Denkungsart, so geht man mit der schmeichelhaftesten Gefälligkeit gegen das Laster zu Werke. Man hat einen in der französischen Aka-

demie vorgelesenen poetischen Dialog über die Behandlung, die man lasterhaften Personen in der Gesellschaft schuldig ist. Man untersucht in demselben, mit welcher Miene man einen Bösewicht, einen Betrüger und einen Schelmen anreden soll. Man redet toleranteren und mildern Grundsätzen das Wort, als die Grundsätze unsrer Voreltern waren, welche die Leute, die sie verachteten, schlechterdings nicht mit Freundschaft aufnehmen konnten. Man eifert in diesem Dialog gegen den strengen Moralisten, der jedem Menschen das Gefühl eines gleich starken und heilsamen Eifers gegen den Bösewicht zum Gesetz macht.

Weit entfernt, einen berüchtigten Menschen mit Strenge zu behandeln, hat ein Dichter diesen Vers entworfen, der nun zum Sprichwort geworden ist:

„Es schmeckt mir an der Seite eines Betrügers vortreflich.“

Mich dünkt es nun aber doch besser, weniger schmakhaft mit guten und ehrlichen Leuten bey sich zu essen. Es muß die Nachbarschaft eines Schelmen, wenn ich nicht irre, sowohl dem Appetit als der Offenherzigkeit Eintrag

thun. Man merkt es nur zu deutlich, daß der Verfasser des Dialogs der Moral und der Klugheit zugleich opfern wollte. Aber was würde am Ende für den rechtschaffenen Mann übrig bleiben, wenn man dem Schelm mit derselben Miene zulächeln wollte?

Am Ende — ich verurtheile den Dichter nicht! — Im Grunde spricht der ganze Innhalt seines Gedichts von nichts, als von dem, was man gute, angenehme Gesellschaft zu nennen pflegt.

Hundert und zweites Kapitel.

Gute, angenehme Gesellschaft.

Sie findet wirklich unter uns statt. Aber so wie gewöhnlich ein neuer Ausdruk unter uns was neues Lächerliches anzeigt, so hat man seit mehreren Jahren auch mit diesem Wort, das dem Ausdrucke „des guten Tons" gefolgt ist, einen Mißbrauch gemacht. Die angenehme Gesellschaft hängt nicht vom Lokalen ab. Der Ueberfluß setzt sie nicht zum voraus, und mittelmäßige Umstände schließen sie nicht aus. Sie herrscht gerade unter Leuten, die den wenigsten Anspruch auf diesen so oft ge-

brauchten und wenig bestimmten Vorzug machen. Jede Gesellschaft eignet sich zu unsern Zeiten ein ausschliesßliches Recht auf denselben zu. Eben daher so mancher lustiger Auftritt. Der Präsident behauptet, daß der Rath nicht den Ton des guten Gesellschafters habe: der Parlamentsrath macht denselben Vorwurf dem Finanzier, der Negotiant findet den Advokaten schwerfällig, und dieser sieht dargegen den Notar nicht über die Achsel an. Da ist niemand, selbst bis auf den Fiscal, der nicht eine Satire auf seinen Nachbar, den Gerichtsdiener, macht. Diese wechselseitigen Vorwürfe — verdienten sie nicht den Pinsel eines Moliére?

Hundert und drittes Kapitel.

Naiveté.

Gerade das, was ich in einer guten Gesellschaft suche, finde ich nicht in derselben — ich meine die Naiveté. Was ist doch seltener in unsern Sitten und Gesellschaften? In der That ein trauriges Zeitalter, in welchem diese gefallende Eigenschaft so nahe an Albernheit anzugrenzen scheint, oder wo ein freyes Bekenntniß der natürlichen Anlage unsres Gei-

stes und unsres Herzens, ich weiß nicht, welche Schamröthe erregt, und ein spöttisches Lächeln der Bosheit zum Lohne hat. Die Verstellung verdirbt alles; sie raubt der Natur ihre wahre Farbe, ihre Anmuth, erstikt das Gefühl, was sich mit Gefallen, mit Freimüthigkeit ergießt, verschließt die Seele, tödtet die Offenherzigkeit, die doch nur allein der Gesellschaft das wahre Leben giebt.

Wer würde nicht lieber einem Fontaine, als einem Bossuet und Boileau entgegengehen? Und doch würde man über den guten Mann spotten, der in unsern Sitten noch unerfahren ist! Aber er würde länger die Probe aushalten, als wir, sagt Molière.

Hundert und viertes Kapitel.

Feine Lebensart.

Man kann sie von jedem fordern, der eine gewisse Erziehung genossen hat. Sie ist im Grunde das, was man unter dem Ausdruk, zu leben wissen, begreift. Ein Fremder, der mit den eingeführten Gewohnheiten noch wenig bekannt ist, wird freilich Fehler machen; aber hat er nur irgend Sitten, so wird er die

verschiedenen Mischungen bald zu erkennen und zu beobachten wissen.

Man kann es eigentlich nicht mit Worten bestimmen, was feine Lebensart sey. Die Theorie würde hier zu tausend schiefen Anwendungen verleiten. Die Praxis einiger Monate wird es uns besser, als alle Grundsätze, lehren, uns aus einer unendlichen Menge von Verhältnissen herauszuziehen, und das, was wir jedesmal dem Orte, der Zeit, den Gegenständen und den Personen schuldig sind, zu unterscheiden.

Ein Mann von Geist, in seinem staubigten Kabinete verschlossen, oder auch außer demselben, wird allemal lächerlich erscheinen, so bald er artig seyn will.

Eine Dame hatte seit langer Zeit das Verlangen, mit dem berühmten Nicole Bekanntschaft zu machen, und bat daher ihren Gewissensrath, ihn eines Tages zu ihr zu führen und sogar zu einer Mahlzeit einzuladen. Er kam. So wie der Tisch nirgends besser, als zwischen einer Devoten und ihrem Gewissensrathe ist, und hier die besten Weine für unsre beiden Apostel nicht gesparet wurden, so sagte

der gute Nicole, der in seinem ganzen Leben noch nicht so gut gespeiset und mit Champagner und Muskat Kopf und Gedanken erhitzt hatte, beym Abschied der frommen Dame: Ach, Madame, wie bin ich von Ihrer Gewogenheit und Höflichkeit durchdrungen! Keine gnädigere Dame, wie Sie! Wahrlich Sie sind so reitzend — Man muß Sie bewundern, ihren ganzen Anzug, und vorzüglich Ihre schönen kleinen Augen bewundern! Der Gewissensrath, welcher ihn vorgestellt und mehr Welt hatte, machte ihm, so bald sie aus dem Zimmer der Dame herausgetreten waren und die Treppe hinaufgiengen, bittre Vorwürfe über sein einfältiges Betragen. Wissen Sie denn nicht, sagte er, daß die Damen keine kleinen Augen haben wollen? Wollten Sie ihr darüber etwas Schmeichelhaftes sagen, nun so hätten Sie gerade sagen müssen, daß sie große Augen hätte. Im Ernst, mein Herr? Im ganzen Ernst! Lieber Gott, wie ärgert mich meine Dummheit! Aber Geduld, ich will es wieder gut machen. Und sogleich eilte der gute Nicole, ohne daß ihn der andre zurückhalten konnte, wieder zu der Dame herab, und machte ihr seine Entschuldigung: Ach, Madame, sprach er, verzeihen Sie den Fehler, den ich

gegen eine so liebenswürdige Person, wie Sie sind, begangen habe. Mein würdiger Mitbruder, der mehr Artigkeit besitzt, als ich, hat mir ihn eben empfinden lassen. Wirklich sehe ich, daß ich geirret habe. Sie haben in der That vortrefliche große Augen, auch große Nase, Mund und Füße darzu!

Ende des erstern Theils.

S
Mercier
1

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mercier, Louis Sébastien,

Paris ein Gemälde

Bd.: 1

Leipzig (1783)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1068 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278583-1
VD18 80281044-001